Franck triumphirend den Brief; dieser, mit äusserster Beschämung, setzte zu seiner Entschuldigung sich sofort mit Frau *v. Lüttichau* in einen gewiss nicht uninteressanten Briefwechsel, den ich selber nicht zur Einsicht bekam, dessen Ergebniss es jedoch war, dass es im Betreff des Lohengrin beim Alten verblieb. — Sonderbarer Weise vermochte später eine ähnliche Erfahrung im Betreff desselben Gegenstandes mich noch einmal in eine vorübergehende Unsicherheit zu bringen. Als nämlich *Adolph Stahr* mit grosser Prägnanz den gleichen Einwurf gegen die Lösung des «Lohengrin» erhob, war ich wirklich betroffen über diese Gleichmässigkeit des Urtheils, und da ich ausserdem, eben in jener spätern Zeit, von der Stimmung, in welcher ich den «Lohengrin» schrieb, ziemlich aufregend mich entfernt hatte, kam mir der Leichtsinn an, in einem schnell concipirten Brief an *Stahr* diesem fast unverholen Recht zu geben. Ich wusste nicht, dass ich hierdurch *Liszt*, welcher *Stahr* gegenüber die frühere Stellung der Frau *v. Lüttichau* gegen *Franck* eingenommen hatte, einen wahrhaften Kummer bereitete. Glücklicherweise durfte aber diese Verstimmung meines grossen Freundes gegen mich über meinen vermeintlichen Verrath an mir selbst nicht lange andauern; denn ohne noch Kenntniss von dieser ihm verursachten Beunruhigung erhalten zu haben, kam ich in wenigen Tagen durch die hierüber selbst empfundene Peinigung zur rechten Bestimmung, und sonnenklar ging mir meine Thorheit auf, so dass ich *Liszt* mit dem aus meinem Schweizer Asyl ihm zugesandten lakonischen Protest erfreuen konnte: «Stahr hat Unrecht, Lohengrin hat Recht.»

Für jetzt verblieb es bei dieser poetisch-kritischen Beschäftigung mit meinem Gedicht; an die Entwerfung der Musik zu demselben konnte ich zunächst noch nicht denken. Die Gunst der harmonischen Gemüthsruhe, wie ich sie zum Komponiren stets bedurfte, und stets unter grossen Drangsalen mir zu gewinnen suchen musste, hatte ich auch jetzt erst noch meinem Schicksale unter höchsten Beschwerden abzuringen. Hatten alle mit der Aufführung des «Tannhäuser's» zusammenhängenden Erfahrungen mich wahrhaftig mit grosser Trostlosigkeit für alle Zukunft meines Kunstwirkens erfüllt, so war durch die ersichtliche Gewissheit, dass ich mein Werk für lange Zeit eben höchstens nur auf dem Dresdener Repertoir würde behaupten können, an eine Verbreitung desselben auf anderen deutschen Bühnen, die mir selbst mit dem so unbedingt erfolgreichen «Rienzi» nicht geglückt war, gar nicht zu denken sein durfte, meine bereits genauer bezeichnete bürgerliche Lage in das höchst bedenkliche Stadium getreten, welches eine Katastrophe unvermeidlich

herbeiführen musste. Indem ich mich darauf vorbereitete, wie ich diese bestehen würde, suchte ich mich einerseits durch Versenken in die mir immer theurer gewordenen Studien der Geschichte, Sage und Litteratur, andererseits durch rastlose Bethätigung für künstlerische Unternehmungen zu betäuben. Was die ersteren betrifft, so war es jetzt vorzüglich das deutsche Mittelalter, in welchem ich mich nach jeder Seite hin heimisch machte. Ich verfuhr hierin, so wenig ich auch mit philologischer Genauigkeit zu Werke gehen konnte, doch so ernstlich, dass ich z. B. die von Grimm herausgegebenen deutschen Weisthümer mit höchstem Interesse studirte. Da ich die Ergebnisse solcher Studien allerdings nicht unmittelbar in Scene setzen konnte, begriff wohl mancher nicht, warum ich als «Opernkomponist» mich in solche Cruditäten verlor; mancher merkte wohl später dem «Lohengrin» an, dass es mit der Physiognomie desselben eine besondere Bewandtniss habe; doch wurde diess immer nur auf die «glückliche Wahl des Stoffes» bezogen, und man sprach mir besonderes Geschick für diese Wahl zu. Mittelalterliche deutsche Stoffe, auch späterhin wohl Sujets des skandinavischen Alterthums, wurden daher von Manchem gern hervorgesucht, und am Ende war man nur verwundert, dass es dabei doch wiederum zu nichts Rechtem kam. Vielleicht hilft es jetzt, wenn ich ihnen sage, sie sollen auch die Weisthümer und ähnliche Sachen mit zu Hülfe nehmen. *Ferdinand Hiller*, der nun auch mit Stolz zu einem Hohenstaufen'schen Stoffe griff, vergass ich damals auf meine Hülfsquellen aufmerksam zu machen; da es ihm mit seinem Werke nicht glückte, hält er mich vielleicht für tückisch, wenn er jetzt erfährt, dass ich ihm die Weisthümer verschwieg.

Nach der andern Seite hin bestand für diesen Winter mein Hauptunternehmen in einer äusserst sorgfältig vorbereiteten, im Frühjahr am Palm-Sonntag zu Stand gebrachten Aufführung der *9ten Symphonie von Beethoven*. Diese Aufführung brachte mir sonderbare Kämpfe, und für meine ganze weitere Entwicklung sehr einflussreiche Erfahrungen ein. Der äussere Hergang war dieser. Die königliche Kapelle hatte jedes Jahr nur eine Gelegenheit, ausser der Oper und Kirche sich selbständig in einer grossen Musikaufführung zu zeigen; zum Besten des Pensionsfonds für ihre Wittwen und Waisen war das alte sogenannte Opernhaus am Palmsonntag zu einer grossen, ursprünglich nur für Oratorien berechneten Aufführung eingeräumt. Um sie anziehender zu machen, wurde dem Oratorium schliesslich immer eine Symphonie beigegeben; wie schon erwähnt, hatte ich bei solcher Gelegenheit einmal die Pastoralsymphonie, später die «Schöpfung» von *Haydn*, und zwar auch diese

letztere mit grosser Freude an dem Werke, welches ich eben bei dieser Gelegenheit erst eigentlich kennen lernte, aufgeführt. Da wir beide Kapellmeister uns die Abwechselung vorbehalten hatten, fiel für den Palm-Sonntag des Jahres 1846 mir die «Symphonie» zu. Eine grosse Sehnsucht erfasste mich zur neunten Symphonie; für die Wahl derselben unterstützte mich der äusserliche Umstand, dass diess Werk in Dresden so gut wie unbekannt war. Als die Orchestervorsteher, welche die Conservirung und Mehrung des Pensionsfonds zu überwachen hatten, hiervon erfuhren, ergriff sie ein solcher Schreck, dass sie in einer Audienz an unseren Generaldirektor *v. Lüttichau* sich wandten, um diesen zu ersuchen, dass er mich kraft seiner höchsten Autorität von meinem Vorhaben abbringen möge. Als Gründe zu diesem Gesuch führten sie an, dass unter der Wahl dieser Symphonie der Pensionsfond Schaden leiden würde, da dieses Werk hierorts in Verruf stehe, und jedenfalls das Publikum vom Besuch des Concertes abhalten würde. Vor längeren Jahren war nämlich auch die 9te Symphonie in einem Armen-Concerte von *Reissiger* aufgeführt worden, und mit aufrichtiger Zustimmung des Dirigenten vollkommen durchgefallen. In der That bedurfte es nun meines ganzen Feuers und aller erdenklichen Beredsamkeit, um zunächst die Bedenken unseres Chefs zu überwinden. Mit den Orchestervorstehern konnte ich aber nicht anders als mich vorläufig vollständig zu überwerfen, da ich hörte, dass sie die Stadt mit ihren Wehklagen über meinen Leichtsinn erfüllten. Um sie auch zugleich in ihrer Sorge zu beschämen, nahm ich mir vor, das Publikum auf die von mir durchgesetzte Aufführung und das Werk selbst in einer Weise vorzubereiten, dass wenigstens das erregte Aufsehen einen besonders starken Besuch herbeiführen, und somit den bedroht geglaubten Kassenerfolg in günstiger Weise sichern sollte. Die 9te Symphonie ward somit in jeder erdenklichen Hinsicht zu einer Ehrensache, deren Gelingen alle meine Kräfte anspannte. Das Comité trug Bedenken gegen die Geldauslage für die Anschaffung der Orchesterstimmen: ich lieh sie somit von der Leipziger Concert-Gesellschaft aus. — Wie ward mir nun aber, als ich, seit meinen frühesten Jünglings-Jahren, wo ich meine Nächte über der Abschrift dieser Partitur durchwachte, jetzt zum ersten Mal die geheimnissvollen Seiten derselben, deren Anblick mich einst in so mystische Schwärmerei versetzt hatte, mir wieder zu Gesicht brachte, und nun sorgfältig durchstudirte! Wie in jener unklaren Pariser Zeit die Anhörung einer Probe der drei ersten Sätze, durch das unvergleichliche Orchester des Conservatoire's ausgeführt, mich plötzlich, über Jahre der

entfremdenden Verirrungen hinweg, mit jenen ersten Jugendzeiten in eine wunderbare Berührung gesetzt, und befruchtend für die neue Wendung meines inneren Strebens wie mit magischer Kraft auf mich gewirkt hatte, so ward nun diese letzte Klangerinnerung geheimnissvoll mächtig in mir wieder lebendig, als ich zum ersten Mal wieder mit den Augen vor mir sah, was in jener allerersten Zeit ebenfalls nur mystisches Augenwerk für mich geblieben war. Nun hatte ich manches erlebt, was in meinem tiefsten Innern unausgesprochen zu einer ernsten Sammlung, zu einer fast verzweiflungsvollen Frage an mein Schicksal und meine Bestimmung mich trieb. Was ich mir nicht auszusprechen wagte, war die Erkenntniss der vollständigen Bodenlosigkeit meiner künstlerischen und bürgerlichen Existenz in einer Lebens- und Berufs-Richtung, in welcher ich mich als Fremdling und durchaus aussichtslos ersehen musste. Diese Verzweiflung, über die ich meine Freunde zu täuschen suchte, schlug nun dieser 9ten Symphonie gegenüber in helle Begeisterung aus. Es ist nicht möglich, dass je das Werk eines Meisters mit solch verzückender Gewalt das Herz des Schülers einnahm, als das meinige vom ersten Satze dieser Symphonie erfasst wurde. Wer mich vor der aufgeschlagenen Partitur, als ich sie durchging, um die Mittel der Ausführung derselben zu überlegen, überrascht, mein tobendes Schluchzen und Weinen wahrgenommen hätte, würde allerdings verwunderungsvoll haben fragen können, ob diess das Benehmen eines k. sächsischen Kapellmeisters sei. Glücklicherweise blieb ich bei solcher Gelegenheit von Besuchern unserer Orchestervorsteher und ihres würdevollen Kapellmeisters *Reissiger*, sowie selbst des in klassischer Musik so bewanderten *Ferdinand Hiller*, verschont.

Zuerst entwarf ich nun in Form eines Programms, wozu mir das nach Gewohnheit zu bestellende Textbuch zum Gesang der Chöre einen schicklichen Anlass gab, eine Anleitung zum gemüthlichen Verständniss des Werkes, um damit — nicht auf die kritische Beurtheilung — sondern rein auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken. Dieses Programm, für welches mir Hauptstellen des Göthischen «Faust» eine über Alles wirksame Hülfe leisteten, fand nicht nur zu jener Zeit in Dresden, sondern auch späterhin an andern Orten erfreuliche Beachtung. Ausserdem benutzte ich in anonymer Weise den Dresdener Anzeiger, um durch allerhand kurzbündige und enthusiastische Ergüsse das Publikum auf das, wie man mir ja versichert hatte, bis dahin in Dresden «verrufene» Werk anregend hinzuweisen. Meine Bemühungen, schon nach dieser äusserlichen Seite hin, gelangen so vollständig, dass die Einnahme nicht nur in diesem

Jahre alle je zuvor gewonnenen übertraf, sondern auch die Orchestervorsteher die darauf folgenden Jahre meines Verbleibens in Dresden regelmässig dazu benutzten, durch Wieder-Vorführung dieser Symphonie sich der gleichen hohen Einkünfte zu versichern. Was nun den künstlerischen Theil der Aufführung betraf, so arbeitete ich einer ausdrucksvollen Wiedergabe von Seiten des Orchesters dadurch vor, dass ich alles, was zur drastischen Deutlichkeit der Vortragsnuancen mir nöthig dünkte, in die Orchesterstimmen selbst aufzeichnete. Namentlich veranlasste mich die hier übliche doppelte Besetzung der Blasinstrumente zu einem sorgfältig überlegten Gebrauch dieses Vortheils, dessen man sich bei grossen Musikaufführungen gewöhnlich nur in dem rohen Sinne bedient, dass die mit piano bezeichneten Stellen einfach, die Forte-Stellen dagegen doppelt besetzt vorgetragen werden. In welcher Weise ich auf diese Art für Deutlichkeit der Aufführung sorgte, sei z. B. durch eine Stelle des zweiten Satzes der Symphonie bezeichnet, in welcher, zum ersten Mal in C-Dur, die sämmtlichen Streichinstrumente in verdreifachter Oktave die rhythmische Hauptfigur, unausgesetzt im Unisono, gewissermaassen als Begleitung zu dem zweiten Thema, welches nur die schwachen Holzblasinstrumente vortragen, spielen: da im ganzen Orchester gleichmässig «Fortissimo» vorgezeichnet ist, so ergiebt sich hieraus bei jeder erdenklichen Aufführung, dass die Melodie der Holzblasinstrumente vollständig gegen die immerhin nur begleitenden Streichinstrumente verschwindet und so gut wie gar nicht gehört wird. Da mich nun keinerlei Buchstaben-Pietät vermögen konnte, die vom Meister in Wahrheit beabsichtigte Wirkung der gegebenen irrigen Bezeichnung aufzuopfern, so liess ich hier die Streichinstrumente bis dahin, wo sie wieder abwechselnd mit den Blasinstrumenten die Fortführung des neuen Thema's aufnehmen, statt im wirklichen Fortissimo, mit nur angedeuteter Stärke spielen: das von den verdoppelten Blasinstrumenten dagegen mit möglichster Kraft vorgetragene Motiv war nun, wie ich glaube — zum ersten Mal seit dem Vorhandensein dieser Symphonie, mit bestimmender Deutlichkeit zu hören. In ähnlicher Weise verfuhr ich durchgehends, um mich der grössten Bestimmtheit der dynamischen Wirkung des Orchesters zu versichern. Nichts anscheinend schwer Verständliche durfte so zum Vortrag kommen, dass es nicht in bestimmender Weise das Gefühl erfasste. Viel Kopfzerbrechen gab von je z. B. das Fugato in $^6/_8$ Takt nach dem Chorverse: «Froh wie seine Sonnen fliegen», in dem «alla Marcia» bezeichneten Satze des Finales: indem ich mich auf die vorangehenden ermuthigenden, wie auf Kampf und Sieg vorbereiten-

den Strophen bezog, fasste ich dieses Fugato wirklich als ein ernst-freudiges Kampfspiel auf, und liess es anhaltend in äusserst feurigem Tempo und mit angespanntester Kraft spielen. Ich hatte am Tag nach der ersten Aufführung die Genugthuung, den Musikdirektor *Anacker* aus Freiberg bei mir zu empfangen, welcher kam, um mir reuig zu melden, dass er bisher einer meiner Antagonisten gewesen sei, seit dieser Aufführung aber zu meinen unbedingten Freunden sich zähle: was ihn — wie er sagte — gänzlich überwältigt habe, sei eben diese Auffassung und Wiedergabe jenes Fugato gewesen. — Eine grosse Aufmerksamkeit widmete ich ferner der so ungewöhnlichen Recitativ-artigen Stelle der Violoncelle und Contrabässe im Beginn des letzten Satzes, welche einst in Leipzig meinem alten Freunde *Polenz* so grosse Demüthigungen eintrug. Bei der Vorzüglichkeit namentlich unserer Contrabassisten, konnte ich mich dazu bestimmt fühlen, auf die äusserste Vollendung hierbei auszugehen. Es gelang mir in zwölf Spezialproben, welche ich nur mit den betreffenden Instrumenten hielt, zu einem fast ganz wie frei sich ausnehmenden Vortrag desselben zu gelangen, und sowohl die gefühlvollste Zartheit, als die grösste Energie zum ergreifendsten Ausdruck zu bringen. — Vom Beginn meines Unternehmens an hatte ich sogleich erkannt, dass die Möglichkeit einer hinreissend populären Wirkung dieser Symphonie darauf beruhe, dass die Ueberwindung der ausserordentlichen Schwierigkeiten des Vortrages der *Chöre* in idealem Sinne gelingen müsse. Ich erkannte, dass hier Anforderungen gestellt waren, welche nur durch eine grosse und enthusiasmirte Masse von Sängern erfüllt werden konnten. Zunächst galt es daher, mich eines vorzüglich starken Chores zu versichern; ausser der gewöhnlichen Verstärkung unseres Theaterchors durch die etwas weichliche Dreissig'sche Singakademie, zog ich, mit Ueberwindung umständlicher Schwierigkeiten, den Sängerchor der Kreuzschule mit seinen tüchtigen Knabenstimmen, sowie den ebenfalls für kirchlichen Gesang gutgeübten Chor des Dresdener Seminariums herbei. Diese, zu zahlreichen Uebungen oft vereinigten dreihundert Sänger, suchte ich nun auf die mir besonders eigenthümliche Weise in wahre Extase zu versetzen; es gelang mir z. B. den Bassisten zu beweisen, dass die berühmte Stelle: «Seid umschlungen Millionen», und namentlich das: «Brüder, über'm Sternenzelt muss ein guter Vater wohnen» auf gewöhnliche Weise gar nicht zu singen sei, sondern nur in höchster Entzückung gleichsam ausgerufen werden könne. Ich ging hierfür mit solcher Extase voran, dass ich wirklich alles in einen durchaus ungewohnten Zustand versetzt zu haben glaube, und liess nicht eher

ab, als bis ich selbst, den man zuvor durch alle Stimmen hindurch gehört hatte, mich nun nicht mehr vernahm, sondern wie in dem warmen Tonmeer mich ertränkt fühlte. — Grosse Freude machte es mir, das Recitativ des Barytonisten: «Freunde, nicht diese Töne», welches seiner seltsamen Schwierigkeiten wegen wohl fast unmöglich vorzutragen zu nennen ist, durch *Mitterwurzer*, auf dem uns bereits innig bekannt gewordenen Wege der gegenseitigen Mittheilung, zu hinreissendem Ausdruck zu bringen. — Ich trug aber auch Sorge, durch einen gänzlichen Umbau des Lokales mir eine gute Klangwirkung des jetzt nach einem ganz neuen System von mir aufgestellten Orchesters zu versichern. Die Kosten hierzu waren, wie man sich denken kann, unter besondern Schwierigkeiten zu erwirken; doch liess ich nicht ab, und erreichte durch eine vollständig neue Construktion des Podiums, dass wir das Orchester ganz nach der Mitte zu concentriren konnten, und es dagegen amphitheatralisch auf stark erhöhten Sitzen von dem zahlreichen Sängerchor umschliessen liessen, was der mächtigen Wirkung der Chöre von ausserordentlichem Vortheil war, während es in den rein symphonischen Sätzen dem fein gegliederten Orchester grosse Präcision und Energie verlieh.

Schon zur Generalprobe war der Saal überfüllt. *Reissiger* beging hierbei die unglaubliche Thorheit, beim Publikum völlig gegen die Symphonie zu intriguiren, und auf das Bedauerliche der Verirrung *Beethoven*'s aufmerksam zu machen; wogegen *Gade*, welcher aus Leipzig, wo er damals die Gewandthausconcerte dirigirte, uns besuchte, mir nach der Generalprobe unter anderem versicherte, er hätte gern den doppelten Eintrittspreis bezahlt, um das Recitativ der Bässe noch einmal zu hören. *Hiller* fand, dass ich in den Modificationen des Tempo zu weit gegangen sei; wie er diess verstand, erfuhr ich später durch seine eigene Leitung geistvoller Orchesterwerke, über welche ich noch Gelegenheit haben werde zu berichten. Ganz unbestreitbar war aber der allgemeine Erfolg über jede Erwartung gross, und dieses namentlich auch bei Nichtmusikern: unter solchen entsinne ich mich des Philologen Dr. *Köchly*, welcher bei dieser Gelegenheit sich mir näherte, um mir zu bekennen, dass er jetzt zum ersten Mal einem symphonischen Werke vom Anfang bis zum Ende mit verständnissvoller Theilnahme habe folgen können. In mir bestärkte sich bei dieser Gelegenheit das wohlthuende Gefühl der Fähigkeit und Kraft, das, was ich ernstlich wollte, mit unwiderstehlich glücklichem Gelingen durchzuführen. Nur hatte ich darüber nachzudenken, welche Schwierigkeiten es seien, die mir bisher noch die gleich glückliche Ausführung meiner eigenen neuen Conceptionen verwehrten. Die so Vielen

noch problematische, jedenfalls noch nie zur populären Wirkung gebrachte 9. Symphonie *Beethoven*'s, war mir vollständig gelungen: mein «Tannhäuser», so oft er über die Dresdener Bühne ging, belehrte mich, dass die Möglichkeit seines Gelingens erst noch zu entdecken sei. Wie dahin gelangen? Das war und blieb die geheime Frage, an welcher sich mein ferneres Leben entwickelte. —

Ueber die ideale Bedeutung dieser Frage durfte ich jetzt jedoch noch zu keinem ergiebigen Nachdenken gelangen; denn ganz nackt stand nun die reale Bedeutung meines innerlich gefühlten Misserfolges mit erschrekkender Mahnung vor mir. Ich konnte es länger nicht aufhalten, die widerwärtigsten Schritte zur Bekämpfung der mich bedrohenden Katastrophe meiner bürgerlichen Lage zu thun.

Unter dem Einfluss eines lächerlichen Omen's war ich hierzu getrieben. Mein Commissionär, der Schein-Verleger meiner nun veröffentlichten drei Opern: «Rienzi», «fliegender Holländer» und «Tannhäuser». der sehr sonderbare Hofmusikalienhändler *C. F. Meser* lud mich eines Tages zur Besprechung unserer Comptoir-Angelegenheiten in die Weinstube von «Verderber»; mit grosser Bangigkeit besprachen wir die Möglichkeiten eines erträglichen oder auch ganz schlechten Ausfalls der bevorstehenden Ostermesse. Ich machte ihm Muth, und verlangte eine Flasche des besten Haut-Sauterne; ein ehrwürdiger Flacon erschien, ich schenkte die Gläser voll, wir stiessen auf den guten Ausfall der Messe an, tranken und — schrieen plötzlich wie wahnsinnig auf, indem wir den stärksten Estragon-Essig, den man uns aus Versehen servirt, mit Entsetzen von uns zu sprudeln suchten. «Herr Gott!» rief *Meser*, «das konnte nicht schlimmer kommen.» «Allerdings», sagte ich, «ich glaube, es wird uns Manches zu Essig werden.» Mein guter Humor zeigte mir nun mit Blitzesschnelle an, dass ich auf anderm Wege, als dem der Messgeschäfte mich zu retten versuchen müsste.

Nicht nur die mit stets sich anhäufenden Opfern herbeigeschafften Kapitalien für die kostbare Herausgabe meiner Opern mussten endlich wiedererstattet werden, sondern das Gerücht von meiner Verschuldung hatte sich, weil ich genöthigt war, endlich zur Hülfe von Wucherern zu greifen, so stark verbreitet, dass selbst Befreundete, die mir schon bei meiner Dresdener Niederlassung behülflich gewesen waren, von grosser Aengstlichkeit in meinem Bezug ergriffen wurden. — Eine wirklich traurige Erfahrung machte ich jetzt an Frau *Schröder-Devrient*, welche durch ihr unbegreiflich rücksichtsloses Benehmen die Katastrophe über mich herbeiführte. Wie ich erwähnt, hatte sie im ersten Beginn meiner Dres-

dener Ansiedelung zur Erledigung meiner früheren Schulden, namentlich auch zur Versorgung meines alten Freundes *Kietz* in Paris, mir 1000 Thaler geliehen. Die Eifersucht auf meine Nichte *Johanna*, der Argwohn, ich hätte diese nach Dresden gezogen, um der Generaldirektion die Entlassung der grossen Künstlerin zu erleichtern, hatte diese sonst so grossherzige Frau in die ganz gewöhnliche feindselige Stimmung gegen mich versetzt, welche man beim Theater so oft erfährt. Sie hatte jetzt ihr Engagement verlassen, erklärte offen, ich hätte sie daraus mit vertreiben helfen, und alle freundschaftlichen Rücksichten gegen mich, dem sie in jeder Hinsicht das vollständigste Unrecht that, bei Seite setzend, hinterliess sie den von mir ihr zugestellten Schuldschein einem energischen Advokaten, welcher ohne weiteres die Forderung gegen mich einklagte. Somit war ich nun genöthigt, mich Herrn *von Lüttichau* zu entdecken, und seine Vermittelung eines königlichen Vorschusses zur Bereinigung meiner kompromittirten Lage anzugehen.

Mein Chef erklärte sich bereit, eine von mir in dieser Angelegenheit an den König gerichtete Eingabe zu unterstützen. Ich hatte deshalb den Betrag meiner Verpflichtungen aufzuzeichnen; da mir sogleich eröffnet wurde, dass die mir nöthige Summe nur als ein Darlehen aus dem Theaterpensionsfond gegen Verzinsung mit fünf pro cent mir zugewiesen werden könne, und ich ausserdem den Pensionsfond für sein Kapital durch eine Lebensversicherungs-Police, welche ebenfalls jährlich drei pro cent des aufgenommenen Kapital's mich zu kosten hatte, sicher zu stellen haben würde, ward ich durch sehr natürliche Rücksichten verführt, diejenigen meiner Schulden, welche keinen feindseligen Charakter hatten, und für deren Tilgung ich demnach auf die endlich doch zu erwartenden Einnahmen von meinem Verlagsunternehmen rechnen zu dürfen glaubte, in meiner Eingabe unerwähnt zu lassen. Dennoch stiegen die Opfer, mit welchen ich die mir dargebotene Hülfeleistung zu bezahlen hatte, so hoch, dass dadurch mein an und für sich geringer Kapellmeistergehalt dauernd in sehr empfindlicher Weise geschmälert wurde. Die widerwärtigsten Bemühungen entstanden mir noch aus der Nöthigung zur Herbeischaffung der verlangten Lebensversicherungs-Police; ich musste mich deshalb wiederholt nach Leipzig wenden, und hatte, auf mich fast erschreckende Weise, gegen besondere Zweifel in Betreff meiner Gesundheit und Lebensdauer anzukämpfen, über welche sich bei denjenigen, die mich in meinem damals leidenvollen Zustande flüchtig beobachteten, wie ich verschiedentlich zu bemerken glaubte, sogar schadenfrohe Besorgnisse ausgesprochen hatten. Es gelang end-

lich meinem Freunde *Pusinelli*, als mit mir wohl vertrautem Arzte, soweit genügende Auskunft über meinen Gesundheitszustand zu geben, dass ich endlich gegen drei pro cent mein Leben versichert erhielt.

Der letzte dieser peinlichen Ausflüge nach Leipzig wurde jedoch in angenehmer Weise auch andrerseits durch eine freundliche Einladung des alten Meister's *Louis Spohr* veranlasst, welche mich namentlich mit aus dem Grunde erfreute, weil durch sie zugleich ein Akt der Versöhnung sich kund gab. *Spohr* hatte nämlich, wie er mir seiner Zeit geschrieben, durch den Erfolg meines «fliegenden Holländers» in Cassel, und sein eigenes Gefallen daran angeregt, sich noch einmal entschlossen, die zuletzt wiederholt gänzlich erfolglos von ihm beschrittene Laufbahn als dramatischer Componist zu betreten. Sein neuestes Werk war eine Oper «die Kreuzfahrer», welche er im Laufe des vergangenen Jahres dem Dresdener Theater zugesandt hatte, und zwar, wie er mir selbst bedeutete, in der Meinung, dass ich mit grossem Eifer deren Aufführung betreiben würde. Er machte mich bei dieser Anempfehlung darauf aufmerksam, dass er mit dieser Arbeit einen von seinen früheren Opern gänzlich abgehenden Weg eingeschlagen, und sich nur an die genaueste dramatische Deklamation gehalten habe, wobei ihm allerdings «das vortreffliche Sujet» ganz besonders zu Statten gekommen sei. Dagegen war nun mein nicht eigentlich verwunderungsvoller Schreck gross, als ich sowohl dieses Sujet als die Partitur mir bekannt machte; denn offenbar war der alte Meister bei seinen mir in ihrem Bezug gegebenen Versicherungen vollständig im Irrthum gewesen. Meiner grossen Verzagtheit, mit Energie für die Aufführung dieses Werkes mich zu erklären, half allerdings das bestehende Herkommen, dass die Entscheidung über aufzuführende Werke ordnungsmässig nicht einem der Kapellmeister allein zukam, und dass ausserdem an *Reissiger*, einem, wie er sich selbst früher gerühmt hatte, älteren Freunde *Spohr*'s, die Reihe war, ein neues Werk zu begutachten und zur Aufführung zu bringen. Unglücklicherweise hatte ich nach einiger Zeit zu erfahren, dass die Generaldirektion mit verletzend kurzer Fassung an *Spohr* seine Oper zurückgeschickt habe, worüber dieser sich bitter bei mir beklagte. Dass es mir im aufrichtigen Schreck hierüber gelungen war, ihn zu beruhigen und zu versöhnen, bewies er mir nun eben durch die erwähnte Einladung; es war ihm, wie er mir hierbei schrieb, auf einer angetretenen Badereise peinlich Dresden zu berühren; da er aber ein herzliches Verlangen trüge, mich persönlich kennen zu lernen, ersuchte er mich in Leipzig, wo er sich einige Tage aufhalten würde, mit ihm zusammen zu treffen.

Diese Begegnung mit ihm blieb auf mich nicht eindruckslos. Ein grosser, stattlicher Mann mit vornehmem Ausdruck, von ernstem gemässigtem Temperament, welcher den Kern seiner Bildung sowohl wie seiner Entfremdung gegen die neuere Tendenz der Musik mir in rührender, fast entschuldigender Weise darin zu erkennen gab, dass er seinen ersten, für sein ganzes Leben entscheidenden Eindruck im zartesten Jünglingsalter durch die damals eben neue «Zauberflöte» *Mozart*'s bekommen habe. Ueber mein Gedicht des «Lohengrin», welches ich ihm zur Durchlesung zurückliess, sowie überhaupt den Eindruck, welchen meine persönliche Bekanntschaft auf ihn gemacht habe, hat er sich gegen meinen Schwager *Hermann Brockhaus*, in dessen Hause wir bei lebhaftester Unterhaltung zu einem Mittagsmahl vereinigt gewesen, mit fast überraschender Wärme ausgesprochen. Wir waren ausserdem beim Musikdirektor *Hauptmann*, sowie bei *Mendelssohn*, zu wirklichen Musikabenden zusammen gekommen, bei welchen Gelegenheiten ich auch den Meister in einem seiner Quartette auf der Violine zu hören bekam. Seine ganze ruhige Erscheinung machte gerade in diesen Kreisen auf mich den Eindruck einer fast rührenden Ehrwürdigkeit. — Ich habe später durch allerdings nicht genau von mir zu beurtheilende Zeugen vernommen, dass ihn der «Tannhäuser», als er auch in Cassel zur Aufführung kam, in Verlegenheit und Pein versetzt haben solle, so dass er erklärt habe: weiter könne er mir denn doch nicht folgen, und fürchten müsse mich auf Abwegen zu sehen.

Zu meiner Erholung von allen überstandenen Mühseligkeiten und Bekümmerungen hatte ich mir nun als höchste Gunstbezeugung von meiner Direktion einen dreimonatlichen Urlaub ausgewirkt, um in ländlicher Zurückgezogenheit sowohl mich erholen, als reinen Athem zum Beginn einer neuen Arbeit schöpfen zu können. Ich hatte hierzu ein Bauernhaus in dem auf halbem Wege zwischen Pillnitz und dem Eintritt in die sächsische Schweiz gelegenen Dorfe *Gross-Graupen* ausgesucht. Häufige Ausflüge auf den *Porsberg*, nach dem nahen Liebethaler-Grunde, auch nach der entfernteren Bastei, trugen bald zur Stärkung meiner angegriffenen Nerven bei. Als ich an den ersten Entwurf der Musik zu «Lohengrin» gehen wollte, störte mich zu meiner höchsten Pein unaufhörlich das Nachklingen *Rossini*'scher Melodien aus «Wilhelm Tell», der letzten Oper, welche ich zu dirigiren gehabt hatte: in wahrer Verzweiflung verfiel ich endlich auf ein wirksames Gegenmittel gegen diese lästige Zudringlichkeit, indem ich mir auf einem einsamen Spaziergange mit energischster Betonung das erste Thema der neunten Symphonie aus der ebenfalls ziemlich neu angefrischten Erinnerung vorführte.

— Diess half. In dem Flussbade bei *Pirna*, wohin ich fast täglich gegen Abend zu meiner Erfrischung mich aufmachte, überraschte es mich eines Mals, von einem mir unsichtbaren Badenden die Melodie des Pilgerchor's aus «Tannhäuser» gepfiffen zu hören: diess erste Anzeichen einer möglichen Popularisirung des zunächst nur mit so grosser Mühe in Dresden durchgesetzten Werkes machte auf mich einen Eindruck, den keine ähnliche spätere Erfahrung je hat überbieten können. Zuweilen erhielt ich Freundesbesuche aus Dresden, unter denen sich eines Tages der damals sechszehnjährige *Hans von Bülow* in der Begleitung *Lipinsky's* zu meiner Freude, da ich schon früher auf seine grosse Theilnahme für mich aufmerksam geworden war, meldete. Im Ganzen verblieb ich aber meistens nur auf den Umgang mit meiner Frau, auf meinen weiten Spaziergängen sogar nur auf den mit meinem Hündchen *Peps* angewiesen. Während dieses Sommerurlaubes, von welchem eine bedeutende Zeit anfänglich noch der Besorgung meiner widerlichen Geschäfte und der Stärkung meiner Gesundheit allein gewidmet werden musste, gelang es mir doch die Musik sämmtlicher drei Akte des «Lohengrin», wenn auch nur in sehr flüchtigen Umrissen, zu skizziren.

Mit dieser Ausbeute kehrte ich im August nach Dresden, zu meinen bereits immer lästiger mir werdenden Kapellmeisterfunktionen, zurück. Ausserdem aber gerieth ich sogleich auch wieder in das Geleise der kaum einigermaassen beschwichtigten Sorgen. Der Betrieb des Verlages meiner Opern, in dessen endlichem Erfolge ich doch immer nur noch die einzige Möglichkeit einer gründlichen Befreiung von jenem Drucke zu ersehen hatte, erforderte, um eben hierzu tauglich zu werden, stets wieder neue Opfer. Da nun selbst die geringsten Anstrengungen hierfür bei meinem nun sehr geschmälerten Einkommen mich nothwendig neuen und immer peinlicheren Verwirrungen zuführen mussten, so sank mir bald von Neuem aller Lebensmuth.

Dagegen suchte ich mich einzig durch energische Aufnahme der Arbeit am «Lohengrin» zu erkräftigen. Hierbei gerieth ich auf ein sonst nie wieder von mir befolgtes Verfahren; ich führte nämlich den dritten Akt zuerst aus, wozu mich die zuvor besprochene Kritik des dramatischen Charakters dieses Aktes und seines Schlusses in der Weise bestimmte, dass ich ihn, selbst wohl auch der in der Erzählung vom Gral erscheinenden musikalischen Motive wegen, von vorne herein als den Kern des Ganzen mir vollkommen befriedigend fest zu setzen suchen wollte. Es gelang mir jedoch nicht ohne eine grosse und bedeutungsvolle Unterbrechung, diesen Akt zu beendigen.

Auf eine frühere Anregung von mir sollte in diesem Winter nämlich *Gluck*'s «Jphigenia in Aulis» zur Aufführung gelangen. Ich fühlte mich verpflichtet, diesem Werke, welches namentlich seines Sujets wegen mich sehr ansprach, eine grössere Aufmerksamkeit und Fürsorge zuzuwenden, als diess früher beim Einstudieren der «Armide» der Fall gewesen war. Zunächst erschrack ich über die Uebersetzung, in welcher uns die Oper mit der Berliner Partitur vorgelegt wurde. Um mich überhaupt durch einige Instrumentationsbereicherungen, wie ich sie in dieser Partitur sehr roh angebracht vorfand, nicht beirren zu lassen, liess ich die alte Pariser Original-Ausgabe verschreiben, und ward, nachdem ich mich an eine gründliche, nur eben auf die Richtigkeit der Deklamation bedachte Umarbeitung der Uebersetzung gemacht hatte, von wachsender Theilnahme angetrieben, endlich auch zu einer weiteren Bearbeitung der Partitur selbst bestimmt. Das Gedicht selbst suchte ich durch Fernhaltung alles dessen, was dem französischen Geschmacke gemäss das Verhältniss des Achilles zu Jphigenia zu einer süsslichen Liebschaft stempelte, namentlich aber durch die vollständige Umänderung des Schlusses mit der unerlässlichen «Mariage» soweit als möglich, mit dem gleichnamigen Stück des *Euripides* in Uebereinstimmung zu setzen. Die meist ganz unvermittelt neben einander stehenden Arien und Chöre suchte ich, der dramatischen Lebendigkeit zu lieb, durch Uebergänge, Nach- und Vorspiele zu verbinden, wobei ich es mir hauptsächlich angelegen sein liess, durch Benutzung der *Gluck*'schen Motive selbst die Einmischung des fremden Musiker's so unmerklich wie möglich zu machen. Nur im dritten Akte musste ich der *Jphigenia*, sowie der von mir eingeführten *Artemis*, ariose Recitative von meiner eigenen Composition geben. Ausserdem aber bearbeitete ich die ganze Instrumentation, jedoch immer nur in der Absicht, das Vorhandene zur rechten Wirkung zu bringen, mehr oder weniger ausführlich von Neuem. Erst am Schlusse des Jahres konnte ich diese zeitraubende Arbeit beendigen, und musste dagegen die Ausführung des begonnenen dritten Aktes von «Lohengrin» auf das neue Jahr verschieben.

Zunächst nahm, im neuen Jahre (1847), mich nach aussen die Aufführung der *Jphigenia* in Anspruch, wobei ich mich nun namentlich auch als Regisseur zu bewähren hatte; ja sogar dem Decorateur und Maschinisten hatte ich auf das Angelegentlichste zu Hülfe zu kommen. Die Belebung der scenischen Darstellung zu einer wirklich lebenvoll dramatischen Handlung war bei dem meist spröde und unvermittelt neben einander gestellten Complex der Scenen oft ganz neu zu erfinden, da mir

das Meiste in dieser Beziehung nur durch eine zu *Gluck*'s Zeiten in der Pariser Oper noch herrschende bloss conventionelle Behandlung der Scene erklärlich schien. Von allen Darstellenden erfreute mich durch vollkommenes Erfassen und richtige Wiedergebung meiner Vorschriften und Andeutungen einzig *Mitterwurzer* als *Agamemnon,* welcher auch wirklich in jeder Hinsicht etwas Vorzügliches und Ergreifendes leistete. Die Wirkung des Ganzen war über alle Erwartung günstig, und selbst die Direktion war von diesem ausnahmsweise populären Erfolg einer *Gluck*'schen Oper so verwundert, dass sie sich von selbst veranlasst fand, von der zweiten Aufführung an auf dem Theaterzettel mich als Bearbeiter derselben zu nennen. Diess machte denn nun auch sofort die Kritik auf diese Arbeit aufmerksam, und wirklich liess sie mir diesmal fast durchaus Gerechtigkeit widerfahren: nur meine Behandlung der Ouverture, des einzigen Stückes, welches in der gewöhnlichen trivialen Aufführungsweise zuvor diesen Herren von diesem Werke *Gluck*'s bekannt geworden war, erregte grossen Anstoss. Ich habe das hierauf Bezügliche in einer besondern Abhandlung «über *Gluck*'s Ouverture zur Jphigenia in Aulis» genau mitgetheilt und erörtert, und füge jener Besprechung hier nur die Notiz hinzu, dass der Musiker, von welchem ich bei dieser Gelegenheit so sonderbare Dinge vernahm, *Ferdinand Hiller* war. —

Auch diesen Winter, wie früher, setzten sich die namentlich durch *Hiller* betriebenen Zusammenkünfte der disparaten künstlerischen Elemente Dresden's fort; nur nahmen sie jetzt mehr den Charakter von eigentlichen Salon-Abenden im *Hiller*'schen Hause selbst an: mir schien es sollte da durchaus zur Herrichtung eines Bodens für die Anerkennung der *Hiller*'schen Kunstgrösse kommen. Wirklich hatte er bereits aus vermögenderen Kunstfreunden, an deren Spitze der Banquier *Kaskel* stand, eine Gesellschaft zur Pflege von Abonnements-Konzerten gegründet. Da ihm die königl. Kapelle hierzu unmöglich zur Verfügung gestellt werden konnte, hatte er sich mit sonstigen Stadt- und Militair-Musikern für das Orchester zu begnügen gehabt, und wirklich war unleugbar, dass er durch vielen Fleiss hier Anerkennenswerthes erreichte. Er wusste durch die Vorführung mancher in Dresden noch unbekannten Kompositionen, namentlich aus dem Gebiete der neueren Musik, mich selbst öfter zum Besuche seiner Konzerte zu veranlassen. Das eigentliche Publikum schien er jedoch mehr durch Herbeiziehung fremder Sängerinnen (von denen ihm aber leider *Jenny Lind* ausblieb), sowie Virtuosen (unter denen mir namentlich der damals noch sehr jugendliche *Joachim*

bekannt wurde), anlockend zu machen. Ueber seine wahre musikalische Bedeutung gab mir jedoch sein Befassen mit damals bereits meinem Urtheile sehr vertrauten Musikwerken Aufschluss. Ein Triple-Konzert von *Sebastian Bach* setzte mich durch das unter seiner Mitwirkung geleitete gleichgültige Herunterspielen desselben in wahrhaftes Erstaunen. Mit dem «Tempo di Minuetto» der achten Symphonie *Beethoven*'s begegnete mir bei *Hiller* etwas noch sonderbareres, als früher bei *Reissiger* und *Mendelssohn*. Ich versprach ihm nämlich zur Aufführung dieser Symphonie mich einzufinden, wenn ich mich darauf verlassen könnte, dass er das gewöhnlich so schmachvoll entstellte Tempo des dritten Satzes richtig geben würde; er versicherte mich auf das genaueste, hierin mit mir übereinzustimmen: desto mehr erschrack ich nun, bei der Aufführung richtig wieder das bekannte Walzer-Zeitmaass angewandt zu finden. Als ich ihn hierüber zur Rede stellte, entschuldigte er sich lächelnd durch eine augenblickliche Zerstreutheit, die ihn gerade beim Beginn des betreffenden Satzes erfasst und seines Versprechens vergessen gemacht hätte. — Für die Errichtung dieser Konzerte, welche allerdings mit dem zweiten Jahre eingingen, erhielt *Hiller* ein Festessen, welchem auch ich mit vielem Vergnügen beiwohnte.

In diesen Kreisen war man um jene Zeit verwundert, mich oft zwar sehr lebhaft, aber nie über Musik, sondern namentlich über die griechische Litteratur und Geschichte sprechen zu hören. Bei den von mir immer eifriger gepflogenen, und von meiner Berufsthätigkeit mich in immer stillere Einsamkeit zurückleitenden Studien, war ich damals, um die empfindliche Kluft zwischen meinem ersten jugendlichen Erfassen der ewigen humanistischen Bildungselemente und der durch mein ableitendes Leben entstandenen Verwahrlosung auf diesem Gebiete auszufüllen, zu einem, meinem geistigen Bedürfnisse entsprechenden, systematischen Neubefassen mit dieser allerwichtigsten Bildungsquelle hingetrieben worden. Um mich mit dem rechten Sinne den mir zum Ziel gesetzten alt- und mittelhochdeutschen Studien zu nähern, begann ich von Neuem mit dem griechischen Alterthum, und war nun von diesem allerdings mit solch überwältigender Begeisterung erfüllt, dass ich, wenn ich überhaupt zum Reden gebracht wurde, mit Wärme nur sprechen konnte, sobald ich gewaltsam nach jener Sphäre hinlenkte. Zuweilen traf ich einen Menschen, der mich gern zu hören schien; im Ganzen aber verkehrte man mit mir doch am liebsten nur über das Theater, weil man, namentlich nach meiner Aufführung der *Gluck*'schen «Iphigenie», mich hierin wirklich für sach- und fachverständig halten zu dürfen glaubte. Besondere An-

26*

erkennung fand ich hierfür von einem Manne, dem ich selbst, gewiss mit Recht, zum Mindesten gleiche Sachkenntniss zuzutrauen hatte. Diess war *Eduard Devrient,* welcher um jene Zeit durch eine von seinem eigenen Bruder *Emil* angezettelte Schauspieler-Intrigue aus seiner Stellung als Oberregisseur des recitirenden Drama's sich zurückzuziehen veranlasst sah. Er wurde mir sowohl durch die sich hieran knüpfenden gemeinschaftlichen Erörterungen über das Nichtige und in tiefstem Grunde Hoffnungslose unseres ganzen Theaterwesens, namentlich unter dem schliesslich doch nie zu bewältigenden verderblichen Einflusse der Leitung durch kenntnisslose Hofintendanten, als auch durch seine vollständige Anerkennung meiner Leistung in der Aufführung der «Iphigenie», welche er mit der von ihm gänzlich verworfenen Berliner zusammenhielt, näher vertraut. Er war lange Zeit der Einzige, mit welchem ich ernsthaft und eingehend über die wahren Bedürfnisse des Theaters, und über die Mittel, seiner Verwahrlosung abzuhelfen, mich besprechen konnte. Vieles gab es, worüber er nach längerer und speziellerer Erfahrung mir Aufschluss und Belehrung geben konnte; namentlich half er mir sehr erfolgreich die Ansicht zu bekämpfen, dass dem Theater durch Einmischung der blossen litterarischen Intelligenzen zu nützen sei, und befestigte mich dagegen in der Ueberzeugung davon, dass dem Theater nur durch seine eigensten Kräfte, durch die dramatischen Darsteller selbst der Weg zu wahrhaftem Gedeihen gewonnen werden könne. Ich blieb mit *Eduard Devrient,* dessen trockenes Naturell und offenbar sehr beschränktes Talent als Schauspieler selbst mich bis dahin wenig angezogen hatten, von nun an bis zu meinem Fortgange von Dresden in ununterbrochen zunehmendem freundschaftlichem Verkehr. Sein höchst verdienstliches Werk, «die Geschichte der deutschen Schauspielkunst», welches er damals ausarbeitete und nach und nach veröffentlichte, gab mir manchen neuen und lehrreichen Aufschluss über Dinge, die mich selbst lebhaft angingen, und in welche er mir nun eine gründliche Einsicht verschaffte. —

Endlich war ich doch dazu gelangt, die mitten in der Braut-Scene unterbrochene Ausführung der Komposition des dritten Aktes von «Lohengrin» wieder aufzunehmen, und mit dem Schlusse des Winters zu vollenden. Nachdem im Konzert am Palmsonntag mich die allgemein verlangte Wiederholung der 9ten Symphonie erquickt hatte, suchte ich für die weitere Ausführung meiner neuen Arbeit, diesmal ohne Urlaub zu nehmen, durch die Veränderung meiner Wohnung mir Erleichterung und Erfrischung zu verschaffen. In einem ziemlich entfernten und wenig

bewohnten Stadttheile Dresdens war das ehemalige *Marcolini'sche Palais*, mit sehr grossem, zum Theil in altfranzösischem Styl angelegtem Garten, durch Verkauf an eine städtische Behörde zur theilweisen Vermiethung frei geworden. Der Bildhauer *Hänel*, den ich bereits seit längerer Zeit zu meinen guten Bekannten zählte, und von dem ich sogar als Zeichen seiner anerkennungsvollen Theilnahme einen vollständigen Gypsabdruck eines zum Beethoven-Monument gehörigen Bas-Reliefs, die Symphonie darstellend, als Zimmerschmuck erhalten, hatte die unteren, weitgedehnten Räume eines Seiten-Flügels dieses Palais für Wohnung und Atelier in Beschlag genommen. Gegen sehr billigen Miethzins bezog ich nun zu Ostern die darüber gelegene geräumige Wohnung, und verbesserte somit, bei der mir freistehenden Benutzung des von herrlichen Bäumen bepflanzten grossen Gartens, und der angenehmen Stille des ganzen Aufenthaltes, nicht nur die hierauf bezüglichen geistig-diätetischen Lebensfördernisse des erholungsbedürftigen Künstlers, sondern half zu gleicher Zeit auch durch Verminderung meiner Ausgaben meiner finanziell so äusserst gedrückten Lage etwas auf. Bald hatten wir, da *Minna* sehr zweckmässig die neue Einrichtung besorgte, uns ohne empfindliche Kosten in der ziemlich ausgedehnten Reihe freundlicher Zimmer ganz behaglich angesiedelt, und nur eine Unbequemlichkeit hatte ich im Laufe der Zeit schmerzlich zu empfinden, nämlich die sehr weite Entfernung vom Theater, welche mir nach anstrengenden Proben und ermüdenden Aufführungen, da mich oft die Ausgabe für einen Fiaker genirte, sehr lästig fiel. Jede Unbequemlichkeit half aber die glückliche Stimmung, welche unter der Begünstigung eines ausnahmsweise schönen Sommers mich einnahm, bald zu überwinden.

Von aller näheren Betheiligung an der Direktion des Theaters zog ich mich um diese Zeit mit unumwunden erklärter Bestimmtheit zurück, und hierzu hatte ich die triftigsten Gründe anzuführen. — Jeder meiner Versuche, dem willkürlichen Chaos in der Verwendung so kostbarer künstlerischer Kräfte, wie sie diese königliche Anstalt vereinigte, eine förderliche Richtung zu geben, war, gerade weil ich sie principiell zu begründen mich bemühte, wiederholt vereitelt worden. In einer sorgsamen Arbeit, welche ich ebenfalls im Verlaufe des vergangenen Winters neben meinen übrigen Beschäftigungen verfasst, hatte ich zunächst einen Plan zur Reorganisation der musikalischen Kapelle ausgearbeitet und nachgewiesen, wie durch eine zweckmässigere Verwendung der zur Erhaltung derselben bestimmten königlichen Fonds, zugleich mit grösserer Gerechtigkeit in Betreff der Besoldungen, auch eine bedeutendere Produk-

tivität der künstlerischen Kräfte bezweckt werden könnte. Dieser Ueberschuss von Produktivität sollte wiederum in gleichem Maasse zur Hebung des künstlerischen Geistes, wie zur Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse der Kapellmitglieder dienen, indem ich sie zugleich zu einer freien Konzertgesellschaft konstituirt wissen wollte. Wie, als solche, es ihre Aufgabe sein sollte, das Dresdener Publikum in vorzüglichster Weise mit einer Musikgattung bekannt zu machen, welche bis jetzt dort so gut wie noch gar nicht gepflegt worden war, sollte es diesem Vereine unter Begünstigung vieler von mir nachgewiesenen äusseren Umstände zugleich ermöglicht werden, Dresden mit dem, wie ich erfahre, heute ihm noch fehlenden, angemessenen Konzertgebäude zu versehen. Ich hatte mich hierzu mit Architekten und Bauunternehmern in das ausführlichste Vernehmen gesetzt; die Pläne waren vollständig ausgearbeitet, nach welchen das skandalöse vis-à-vis des der Ostra-Allée zugekehrten Theiles des berühmten Zwingergebäudes, bestehend aus dem Theaterdekorationsmaler-Schuppen und dem k. Hofwaschhause, verschwinden, und dafür ein schönes Gebäude, welches ausser einem unseren Zwecken dienlichen grossen Concertsaale zugleich andere, für einträgliche Vermiethung geeignete Gesellschaftslokale enthalten hätte, errichtet werden sollte. Diese Entwürfe, deren praktische Ausführbarkeit von keiner Seite her bestritten wurde, da selbst die Verwalter des Kapellwittwenfonds hierin eine Gelegenheit zu sicherer und vortheilhafter Kapitalanlage ersahen, gelangten nach längerer Erwägung seitens der Generaldirektion, unter Verdankung und Anerkennung meiner sorgfältigen Arbeit, mit dem summarischen Bescheide an mich zurück, dass man es für besser fände, wenn Alles beim Alten verbliebe. — Aehnlich erging es mir mit jedem Vorschlage, der nutzlos ermüdenden Verwendung unserer künstlerischen Kräfte durch zweckmässigere Anordnung in jedem von mir nachgewiesenem Betreff entgegen zu treten. Da ich ausserdem durch jahrelange Erfahrung zu der Einsicht gekommen war, dass alles in den ermüdendsten Direktionskonferenzen, z. B. im Betreff des aufzustellenden Repertoires Besprochene und zum Beschluss Gebrachte, jeden Augenblick durch die Laune eines Sängers, oder den Einwurf eines untergeordneten Oekonomie-Inspektors umgestossen und nachtheilig verändert wurde, so begab ich mich endlich, nach zahllosen Erörterungen und Ereiferungen hierüber, der hierbei vergeudeten Mühe, und entzog mich mit bestimmt ausgesprochener Tendenz selbst meiner Pflicht der Betheiligung an jedem Zweige der Direktionsführung, indem ich mich lediglich auf die Abhaltung der Proben und Leitung der Aufführungen der mir zugewie-

senen Opern beschränkte. Gerieth ich hierdurch nun auch in eine zunehmende Spannung mit Herrn *v. Lüttichau*, so musste er für jetzt sich doch meine Renitenz wohl oder übel gefallen lassen, da ich namentlich andrerseits durch den stets andauernden Erfolg der Aufführungen des «Tannhäuser's» und des «Rienzi», welche namentlich vor dem bedeutenden Fremdenpublikum im Laufe des Sommers als stets bevorzugte Festvorstellungen vor überfüllten Häusern gegeben wurden, in Rücksicht gebietender Stellung erhalten wurde.

Unter solchen Entsagungen und Förderungen gelangte ich dazu, diesen Sommer unter dem Genuss einer fast vollständigen Zurückgezogenheit und der grossen Annehmlichkeit, die mir meine neue Niederlassung gewährte, in einer der Vollendung meines «Lohengrin» höchst günstigen Stimmung mich zu erhalten. Was dieser Stimmung eine bisher von mir noch nie mit so grosser Intensivität genossene Heiterkeit gab, waren meine, neben der Arbeit an meinem Werke, eifrigst betriebenen, zuvor bereits angedeuteten Studien. Ich hatte nun zum ersten Male bei gereiftem Gefühle und Verstande mich des *Aeschylos* bemächtigt. Namentlich die beredten Didaskalien *Droysen*'s halfen mir, das berauschende Bild der athenischen Tragödienaufführungen so deutlich meiner Einbildungskraft vorzuführen, dass ich die «Oresteia» vorzüglich unter der Form einer solchen Aufführung mit einer bisher unerhört eindringlichen Gewalt auf mich wirken fühlen konnte. Nichts glich der erhabenen Erschütterung, welche der «Agamemnon» auf mich hervorbrachte: bis zum Schluss der «Eumeniden» verweilte ich in einem Zustande der Entrücktheit, aus welchem ich eigentlich nie wieder gänzlich zur Versöhnung mit der modernen Litteratur zurückgekehrt bin. Meine Ideen über die Bedeutung des Drama's und namentlich auch des Theater's haben sich entscheidend aus diesen Eindrücken gestaltet. Durch die übrigen Tragiker drang ich bis zu *Aristophanes* vor. Wenn ich des Vormittags eifrig an der Ausführung der Musik des «Lohengrin» gearbeitet hatte, verkroch ich mich gegen die immer üppiger hereindringende Sommerhitze tief in ein dichtes Gebüsch des mir zugewiesenen Garten-Antheiles: unbeschreiblich war der launige Uebermuth, mit welchem dort die Lektüre der Aristophanischen Stücke mich erfüllte, nachdem die «Vögel» des Dichters mich in die ganze Tiefe und Fülle dieses ausgelassenen Lieblings der Charitinnen, wie er sich selbst mit sicher bewusster Kühnheit nannte, versenkt hatten. An seiner Seite las ich die vorzüglichsten *Platon*ischen Gespräche, und gewann namentlich aus dem Eindrucke des «Symposions» einen so innig vertrauten Einblick in die

wunderbare Schönheit des griechischen Lebens, dass ich wie mit fühlbarer Wirklichkeit in Athen mich heimischer empfand, als in irgend einem Lebensverhältnisse der modernen Welt.

Da ich meinem ganz bestimmten Bildungszwecke nachging, fiel es mir nicht ein, am Leitfaden irgend einer Litteraturgeschichte meinen weiteren Weg zu verfolgen, sondern ich lenkte durch die mir geeignet dünkenden historischen Studien, in welchen mich namentlich *Droysen*'s Geschichte Alexander's und des Hellenismus, sowie *Niebuhr* und *Gibbon* förderten, zu den deutschen Alterthümern über, in welchen mir nun *Jakob Grimm* als ein immer vertrauter gewordener Führer wiederkehrte. Indem ich mich nun namentlich der deutschen Heldensage gründlicher zu bemächtigen suchte, als diess früher nur durch die Lektüre der *Nibelungen* und des *Heldenbuches* möglich gewesen war, fesselten mich endlich ganz vorzüglich die ungemein reichen, obwohl ihrer Kühnheit wegen von strengeren Fachgelehrten mit Bedenken angesehenen «Untersuchungen» *Mone*'s über diese Heldensage. Unwiderstehlich hierdurch auf die nordischen Zeugnisse für dieselbe hingewiesen, suchte ich nun auch, soweit mir diess ohne fliessende Kenntniss der nordischen Sprachen möglich war, die «Edda» sowie die prosaischen Aufzeichnungen der grossen Bestandtheile der Heldensage mir vertraut zu machen. Von entscheidendem Einfluss auf die bald in mir sich gestaltende Behandlung dieses Stoffes war, an der Hand der *Mone*'schen «Untersuchungen», die Lektüre der *Wälsungasaga*. Das bereits seit längerer Zeit in mir sich bildende Bewusstsein von der urheimischen Innigkeit dieser alten Sagenwelt gewann so allmählich die Kraft zu der plastischen Gestaltung, welche meine späteren Arbeiten leitete.

Dies Alles drängte und reifte in mir, während ich mit wahrhaft verklärter Freude die Komposition der beiden ersten, nun zuletzt ausgeführten Akte des «Lohengrin's» vollendete. Indem ich so nach rückwärts abschloss und nach vorwärts eine neue Welt mir aufbaute, welche meinem hierüber immer klarer sich werdenden Bewusstsein mit wachsender Deutlichkeit als diejenige Zuflucht sich erschloss, in welche ich mich von allen Elendigkeiten des modernen Oper- und Theaterwesens zu retten hatte, befestigten sich meine Gesundheit und meine Laune zu einer fast untrübbar heitern Stimmung, in der ich für längere Zeit alle Nöthen meiner Lage vergessen konnte. Tägliche Ausflüge in die nächste Umgegend der vom Elbufer nach dem Plauen'schen Grund sich hinziehenden Höhen, welche ich meistens einsam, nur von Peps begleitet, antrat, führten stets zu angenehm produktiver Sammlung. Zugleich aber ge-

wann ich, wie fast nie sonst, die Befähigung zu gut gelauntem Umgang mit Freunden und Bekannten, welche zu Zeiten gern im Marcolinischen Garten sich einfanden, mein einfaches Abendmahl mit mir zu theilen. Oft fanden mich die Besuche dann auf den höchsten Zweigen eines Baumes oder auf dem Nacken des Neptun, welcher als Mittelpunkt einer kolossalen Statuengruppe in einem leider stets trocknen Bassin aus der alten Glorienzeit dieses Marcolinischen Grundstückes figurirte. Es machte mir dann Vergnügen, mit meinen Bekannten auf dem breiten Trottoir des nach dem eigentlichen Palais zuführenden Hauptganges auf- und abzuschreiten, welches im verhängnissvollen Jahre 1813 besonders für Napoleon, als er dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, gelegt worden war.

Mit dem letzten Sommermonat August, in welchem ich die vollständige Komposition des «Lohengrin» vollendete, musste ich aber auch empfinden, dass es damit eben Zeit war, da andrerseits die Bedürfnisse meiner Lebenslage mich jetzt gebieterisch nöthigten, auf ernstliche Schritte zu ihrer Verbesserung bedacht zu sein. Es war mir nahe gelegt, von Neuem an die Verbreitung meiner Opern auf deutschen Theatern zu denken.

Auch der nun immer bestimmter sich herausstellende Erfolg des «Tannhäuser» in Dresden setzte auswärts nicht das Mindeste in Bewegung. Als einziger Ort, von welchem aus entscheidender auf die deutschen Theater gewirkt werden könnte, hatte ich unerlässlich bereits *Berlin* in das Auge fassen müssen. Was ich von dem besonderen Geschmacke des Königs Friedrich Wilhelm's IV. vernommen hatte, schien mich durchaus zu der Annahme berechtigen zu dürfen, dass er, wenn es nur gelänge, ihm diese im rechten Lichte zu zeigen, er Neigung und Interesse für meine neueren Arbeiten und Tendenzen fassen müsste. In dieser Annahme hatte ich bereits daran gedacht, den «Tannhäuser» ihm zu dediciren; um die Erlaubniss hierfür einzuholen, hatte ich mich an den Intendanten der k. Hofmusik, Grafen *Redern*, zu wenden gehabt. Von diesem erhielt ich den Bescheid, dass der König nur die Dedikation solcher Werke annehmen könne, welche ihm zuvor durch eine Aufführung zur Kenntniss gebracht seien: da nun mein «Tannhäuser», weil er von dieser für «zu episch» gefunden worden, von der Intendanz des Hoftheaters zurückgewiesen war, so schiene dem Grafen, wenn ich auf meinem Wunsche beharre, nur der Ausweg übrig zu bleiben, meine Oper, so weit als möglich für Militärmusik arrangirt, dem König etwa bei einer Parade zu Gehör zu bringen. Diess genügte nun, mich zu einem andern Angriffsplan auf

Berlin zu bestimmen. Ich musste, namentlich nach der so eben erwähnten Erfahrung, für geeignet halten, es dort zunächst mit derjenigen meiner Opern, welche mir auch in Dresden den entscheidendsten Erfolg gewonnen, zu beginnen. Ich wandte mich deshalb in einer mir gewährten Audienz an die Königin von Sachsen, die Schwester der Königin von Preussen, um von dieser durch ihre Empfehlung einen königlichen Befehl an die Berliner Intendanz zur Aufführung meines auch vom sächsischen Hof bevorzugten «Rienzi» zu erwirken. Diess gelang; bald erhielt ich die Anzeige meines alten Freundes *Küstner*, dass meine Oper «Rienzi» zur baldigsten Aufführung auf dem Berliner Hoftheater bestimmt sei, und zugleich den Ausdruck des Wunsches, dass ich persönlich die Aufführung meines Werkes leiten möge. Da nun in Berlin von Herrn *Küstner* zu Gunsten seines alten Münchner Freundes *Lachner* und dessen Oper «Katharina von Cornaro» die sehr einträgliche Tantième eingeführt worden war, glaubte ich in dem Erfolg des «Rienzi» in Berlin, wenn er nur einigermassen dem in Dresden ähnlich zu ermöglichen war, allein schon eine ergiebige Hülfe für meine üble Lage ersehen zu dürfen. Vor Allem aber leitete mich der Wunsch, dem Könige von Preussen mich selbst bekannt machen zu können, um ihn namentlich durch eine Vorlesung der Dichtung meines «Lohengrin», wie ich mir nach mancherlei Anzeichen schmeicheln zu dürfen glaubte, für meine Richtung günstig zu stimmen, für welchen Fall ich im Sinne hatte, mir von ihm den Auftrag zu einer ersten Aufführung des «Lohengrin» an seinem Hoftheater zu erbitten. Es schien mir nach den seltsamen Erfahrungen, welche ich über die Geheimhaltung meiner in Dresden erkämpften Erfolge vor dem übrigen Deutschland gemacht hatte, unerlässlich, den zukünftigen Ausgangspunkt meiner künstlerischen Unternehmungen nach dem einzigen, einigermassen Einfluss übenden Centrum, für welches ich Berlin ansehen musste, zu verlegen. Durch meine bereits so erfolgreiche Empfehlung an die Königin von Preussen glaubte ich bis zu dieser, von mir so wichtig angesehenen Vorstellung an den König selbst ebenfalls durchdringen zu können, und in dieser Hoffnung machte ich mich im September, gutes Muthes einer günstigen Wendung meines Schicksales vertrauend, für's erste zu den Proben meines «Rienzi», an welchen selbst mir bereits nicht mehr sonderlich gelegen war, nach Berlin auf.

In Berlin befiel mich zunächst ein ähnlicher Eindruck wie damals, als ich auf meiner Wiederkehr von Paris, es nach längerer Entfernung davon, abermals betrat. Professor *Werder*, mein Freund vom «fliegenden Holländer» her, hatte mir zuvor an dem berühmten Gensdarmeplatz eine

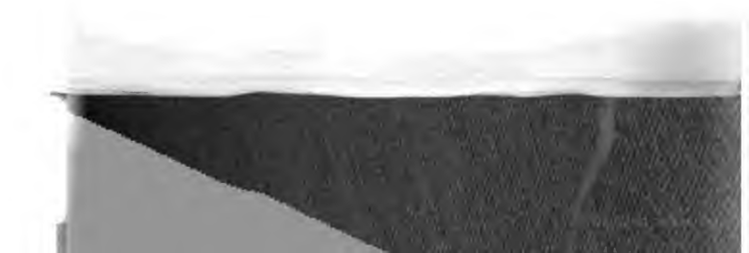
Wohnung besorgt, doch konnte ich selbst bei meinem täglichen Ausblick auf denselben mich nicht überreden, in einem Theil des Centrum's Deutschlands mich zu befinden. Bald nahmen mich jedoch die Sorgen meines nächsten Anliegens in Beschlag. An officiellen Vorkehrungen zur Befriedigung meiner Wünsche hatte es zwar nicht gefehlt, doch merkte ich bald, dass mein «Rienzi» eben nur auch als Kapellmeisteroper angesehen und bedacht wurde, d. h. dass die disponiblen Kräfte mir eben nur pflichtgemäss zu Gebot gestellt wurden, ohne dass man in irgend etwas über das Vermögen derselben hinaus zu gehen gesonnen war. Alle Anordnungen für die Proben wurden aber sofort umgeworfen, als *Jenny Lind* zu einem Gastspiel sich bereit meldete, und dafür auf längere Zeit die königliche Oper ausschliesslich in Anspruch behielt.

Während der hieraus entstehenden Verzögerung bemühte ich mich nun, der Erreichung meines Hauptzweckes, einem persönlichen Bekanntwerden mit dem Könige, näher zu kommen. Ich bediente mich hierzu meiner älteren Verbindungen mit dem Intendanten der Hofmusik, dem Grafen *Redern*. Dieser Herr nahm mich sogleich mit grösster Herablassung auf, lud mich zu Diner und Abendgesellschaft, und unterhielt sich mit mir auf das Herzlichste über die nöthigen Schritte zur Erreichung meines Vorhabens, in welchem er mich auf das Eifrigste zu unterstützen versprach. Ausserdem wandte ich mich selbst wiederholt nach Sanssouci, um mich zunächst der Königin, schon um ihr meinen Dank auszudrücken, vorzustellen. Ueber einen Verkehr mit Kammerfrauen kam ich jedoch nie hinaus. Man rieth mir, mich mit dem Chef des k. geheimen Kabinets, Herrn *Illaire*, in Verbindung zu setzen. Dieser Herr schien mein Anliegen sehr ernstlich aufzunehmen, und versprach mir, zu thun was er könne, um meinem Wunsche einer persönlichen Vorstellung an den König Vorschub zu leisten. Er erkundigte sich nach meinem eigentlichen Zwecke; ich sagte ihm, dieser sei, vom Könige die Erlaubniss zu erhalten, ihm das Gedicht meines «Lohengrin» vorzulesen. Bei einem der häufig von Berlin aus bei ihm wiederholten Besuche frug er mich endlich, ob ich es nicht für rathsam halte, von *Tieck* eine Empfehlung für meine Arbeit herbeizubringen. Ich konnte ihm melden, dass ich bereits mit dem alten Dichter, welcher als königlicher Pensionnair sich ebenfalls in der Nähe von Potsdam aufhielt, hierüber in erfreuliche Annäherung getreten sei.

Ich hatte mich nämlich sehr wohl entsonnen, dass Frau *v. Lüttichau* ihrem berühmten Freunde vor einigen Jahren, als das Lohengrin-Thema zwischen uns angeregt war, sowohl dieses Gedicht, wie das meines «Tann-

häuser's» zugeschickt hatte. Als ich darauf hin bei *Tieck* mich anmeldete, ward ich wirklich wie ein nicht eigentlich fern stehender älterer Bekannter von diesem aufgenommen. Meine längeren Unterhaltungen mit ihm blieben für mich sehr werthvoll. Mag *Tieck* sich auch immerhin durch eine gewisse Bequemlichkeit in der Ertheilung von Empfehlungen, um welche man bei ihm für dramatische Arbeiten nachsuchte, in einigermassen zweifelhaftes Ansehen gesetzt haben, so erfreute mich doch in meinem Falle die besondere Wärme, mit welcher er sich mir gegen unsere neueste, unter Nachahmung der modernen französischen Theatergeschicklichkeit sich bildende dramatische Litteratur äusserte: seine Klage über den Verlust jeder wahrhaften poetischen Tendenz derselben sprach sich in wirklich stark tönenden elegischen Accenten aus. Dem Gedicht meines «Lohengrin» erklärte er sich durchaus und vollständig geneigt; nur begriff er nicht, wie diess alles ohne eine gänzliche Umwandlung der bisherigen Basis der Oper in Musik zu setzen sein sollte, und äusserte in diesem Bezuge namentlich seine Bedenken gegen Scenen wie die zwischen Ortrud und Friedrich zu Anfang des zweiten Aktes. Mich dünkte, dass ich ihn zu wirklicher Lebhaftigkeit erregte, als ich über die Lösung dieser scheinbaren Schwierigkeiten, sowie überhaupt im Betreff meiner Ideen über das Ideal des musikalischen Drama's, mich in meiner Weise ihm mittheilte. Je weiter ich mich hierbei verstieg, desto trauriger ward er jedoch, wenn ich ihm meine Hoffnung zu erkennen gab, für die gleichen Gedanken und die Verwirklichung meiner idealen Pläne die Theilnahme des Königs von Preussen zu gewinnen. Er bezweifelte zwar nicht, dass der König mich mit vieler Aufmerksamkeit anhören, und sogar mit Wärme meine Idee erfassen werde, nur müsste ich, wenn ich mich nicht den übelsten Enttäuschungen aussetzen wollte, nicht im mindesten auf einen praktischen Erfolg hiervon rechnen. «Was wollen Sie von einem Herrn sich erwarten, der heute für *Gluck*'s «Iphigenia in Tauris», und morgen ganz ebenso für *Donizetti*'s «Lucretia Borgia» sich erwärmt?» Zunächst unterhielt mich mit Diesem und Aehnlichem *Tieck* viel zu einnehmend, als dass ich dem Bitteren seiner Ansichten ernstlicher nachgedacht hätte. Seine eindringlichste Empfehlung meines Gedichtes an Kabinetsrath *Illaire* versprach er mir gern und freudig, und entliess mich mit grossem Wohlwollen unter herzlichen, doch bangen Segenswünschen.

Der Erfolg aller meiner Bemühungen war, dass die verhoffte Einladung zum König immer und immer ausblieb. Da nun die Proben zum «Rienzi», nach überstandener *Jenny Lind*, wieder ihren ernstlichen Ver-



lauf nahmen, fasste ich den Entschluss, mit jenen anderweitigen Bemühungen bis zur Aufführung meiner Oper einzuhalten, weil ich doch jedenfalls auf die Gegenwart des Monarchen bei der ersten Vorstellung, welche ja auf seinen Befehl angeordnet war, und somit auf eine der Erfüllung meines hauptsächlichsten Wunsches günstige Anregung rechnen zu dürfen glaubte. Je mehr wir uns dieser Aufführung näherten, desto tiefer sank allerdings auch meine Erwartung von der Beschaffenheit derselben. Für die Hauptrolle des «Rienzi» hatte ich mich mit einem tief unter aller Mittelmässigkeit stehenden Tenorsänger von unbedingter Talentlosigkeit begnügen müssen. Es war ein guter, williger Mensch, der mir ausserdem durch meinen besonders freundlichen Mittagsgastwirth, den nicht unberühmten *Meinhard*, auf das Angelegentlichste empfohlen war. Nachdem ich mich viel mit ihm geplagt, und in Folge dessen, wie es mir öfter ging, zu einiger Illusion über seine zu erwartende Leistung mich angeregt hatte, musste endlich, als in den Hauptproben die Entscheidung herauskam, die wahre Einsicht bei mir sich ergeben. Ich ersah, dass Scenerie, Chor, Ballet und Nebenpartien zum grössten Theil sogar vortrefflich ausfielen, dass aber die Hauptfigur, um die sich gerade in dieser Oper alles dieses eben nur gruppirt, zu einem wesenlosen Schatten sich verflüchtigte. Dem entsprach, als es Ende Oktober zur Aufführung kam, in ziemlich richtigem Verhältnisse auch der Erfolg beim Publikum. In Folge der ziemlich guten Wirkung mancher glänzenden Ensemblestücke, namentlich auch der sehr glänzenden Aufnahme der Leistung einer Frau *Köster* als «Adriano», konnte zwar dieser Erfolg allen äusseren Anzeichen nach als ein nicht ungünstiger angesehen werden; dennoch fühlte ich selbst am Besten, dass er keinen wirklichen Kern haben könne, weil nur das Unwesentliche meiner Arbeit in die Augen und Ohren, nicht aber das Wesentliche in die Empfindung hatte fallen können. Auch eröffneten sofort die Berliner Rezensenten in der mir bereits bekannten Weise ihre auf Vernichtung jeden Erfolges meiner Oper ausgehenden Angriffe, so dass ich nach der zweiten Aufführung, welche ich ebenfalls noch persönlich dirigirte, mich nun nach dem Ergebniss meiner verzweiflungsvollen Bemühungen zu fragen hatte.

Diese Frage, wenn ich sie an meine wenigen vertrauten Freunde richtete, führte zu mancherlei Belehrung. Unter diesen Freunden erwähne ich zunächst den zu meiner wahrhaften Erquickung in Berlin, als dort neu Angesiedelten, wieder gefundenen *Hermann Franck*. Meine besten Stunden während der traurigen zwei Monate, hatte ich in seinem, im Ganzen doch nur spärlich zu geniessenden Umgange verlebt. Gewöhn-

lich berührte unsere Unterhaltung bereits seit früherer Zeit schon vom Theater weit abliegende Gegenstände, so dass ich mich fast zu schämen hatte, mit meinen Klagen aus diesem Gebiete her ihn zu behelligen, namentlich, da sie meine Bemühungen für ein Werk betrafen, für welches ich eben nur noch ein wirklich recht praktisches theatralisches Interesse hegen konnte. Er seinerseits gelangte bald so weit, mich wiederum darüber zu beklagen, dass ich eben diesen «Rienzi», mit welchem ich doch nur an das eigentliche und gewöhnliche Theaterpublikum mich wendete, und nicht vielmehr den «Tannhäuser» zu einem Versuch, in Berlin eine meinen höheren Zwecken förderliche Partei zu bilden, gewählt hätte. Er behauptete nämlich, dass ich durch den Charakter gerade dieser Arbeit Leute zu erneuertem Interesse für das Theater bestimmt haben würde, welche gleich ihm nicht mehr zum eigentlichen Theaterpublikum zu zählen seien, eben weil sie alle Hoffnung auf das Erfassen einer edleren Tendenz von Seiten desselben aufgegeben hätten.

Ganz entmuthigend lauteten andererseits die sonderbaren Mittheilungen über den Charakter des Berliner Kunstwesen's, welche *Werder* mir gelegentlich machte. In Betreff des Publikums sagte er mir einmal, ich solle nur nichts anderes erwarten, als dass vom ersten bis zum letzten Range bei der Aufführung eines unbekannten Werkes irgend ein Mensch in einer andern Stimmung seinen Platz einnehme, als indem er sich früge, in welcher Weise er das Erwartete nun eigentlich schlecht zu finden habe. Trotzdem *Werder* von keiner meiner Bestrebungen mich abzubringen wünschte, glaubte er doch unausgesetzt mich davor warnen zu müssen, irgend etwas, namentlich aus den höheren Sphären Berlin's, zu erwarten. Als ich ihn, der den bedeutenden Eigenschaften des König's durchaus Anerkennung gezollt wissen wollte, frug, wie er wohl meine, dass dieser es aufnehmen würde, wenn ich ihm meine Ideen über die Veredelung der Oper vortrüge, antwortete er mir, nachdem er länger meiner feurigen Rede zugehört: «Darauf würde Ihnen der König sagen: sprechen Sie mit *Stawinsky!*» Dieser war nämlich der Opernregisseur, dick, bequem und in der gemeinsten Routine verfault.

In ähnlicher Weise war Alles, was ich sonst erfuhr, geeignet, mich zu entmuthigen. Ich hatte *Bernhard Marx,* welcher bereits vor Jahren in Folge des «fliegenden Holländer's» eine günstige Stellung zu mir genommen hatte, besucht, und war von ihm in auszeichnender Weise aufgenommen worden. Die auffallende Erschlaffung, in welcher ich diesen Mann, der durch seine früheren Schriften und musikalischen Kritiken mir als von energischem Feuereifer beseelt erschienen war, antraf, fiel mir, namentlich

als ich ihn jetzt an der Seite einer in wahrhaft hinreissender Schönheit strahlenden, sehr jungen Gattin kennen lernte, besonders auf. Aus seinen Unterhaltungen ging mir bald hervor, dass er auch die entfernteste Hoffnung auf jeden Erfolg irgend welcher ernstlichen Bemühung auf dem uns Beiden vertrauten Gebiete, durch langjährige Erfahrung von der unglaublichen Hohlheit aller der Machtsphäre verwandten Autoritäten, aufgegeben hatte. So erzählte er mir die allerdings sehr sonderbaren Schicksale einer Eingabe, welche er an den König zur Gründung einer Musikschule gemacht hatte. Auf diese war in einer besondern Audienz der König mit allergrössestem, bis auf das kleinste Detail beachtendem Interesse eingegangen, so dass *Marx* im vollsten Glauben des glücklichen Erfolgs sich bestärkt fühlte. Seitdem blieben jedoch alle seine Bemühungen und weiteren Verhandlungen über die Angelegenheit, in welcher er von Einem zum Andern gewiesen wurde, vollständig fruchtlos, bis er endlich zu einem General zur Audienz befohlen ward, welcher diesmal, ganz wie zuerst der König selbst, *Marxen*'s Vorschläge bis in das geringste Detail sich erörtern liess, und dem Unternehmen mit grosser Wärme beistimmte. «Und nun,» so schloss *Marx* seine sehr reichhaltige Erzählung, «war es zu Ende; ich erfuhr nie wieder etwas.»

Eines Tages erfuhr ich, dass Gräfin *Rossi*, die berühmte *Henriette Sonntag*, welche damals bereits in die misslichen Verhältnisse gelangt war, die sie abermals in die Künstlerlaufbahn zurückwarfen, sich in Berlin sehr zurückgezogen aufhielt, meiner von Dresden her freundlich eingedenk war, und meinen Besuch wünschte. Auch sie hatte mir vorzüglich über das allgemeine Unvermögen, in den Berliner machtgebenden Kreisen für irgend welche künstlerischen Zwecke zur Einwirkung zu gelangen, Klage zu führen. Namentlich, so meinte sie, schiene der König eine Art Befriedigung darin zu finden, das Theater schlecht verwaltet zu wissen, denn nie bekämpfe er die in diesem Betreff an ihn gelangenden Ausstellungen, nie aber auch stimme er irgend einem Vorschlage zur Verbesserung bei. Sie begehrte etwas von meiner neuesten Arbeit kennen zu lernen; ich übergab ihr zunächst das Gedicht des «Lohengrin» zur Durchlesung. Bei meinem nächsten Morgenbesuche, an welchem sie die Einladung zu einer musikalischen Abendunterhaltung, die sie dem Grossherzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrem väterlichen Beschützer, zu Liebe bei sich veranstaltete, mir vorläufig kund gab, stellte sie mir auch mein Manuscript des Lohengrin-Gedichtes zurück, mit der Versicherung, es habe sie sehr angesprochen, und oft habe sie bei der Lektüre «die kleinen Feen und Elfen vor sich tanzen sehen». Da ich sonst an dem

warmen, freundlichen Ausdruck der recht natürlich gebildeten Frau mich herzlich erwärmt hatte, fühlte ich mich nun plötzlich wie mit kaltem Wasser übergossen, entfernte mich bald, und sah die Gräfin *Rossi* nie wieder, wozu ich auch ausserdem bei dem Ausbleiben der angekündigten Einladung keine besondere Veranlassung mehr erhielt.

Herr *E. Kossak* suchte meine Bekanntschaft; ohne in weitere, namentlich ergiebige Beziehungen zu ihm zu gerathen, erhielt ich doch von ihm einen hinreichend freundlichen Eindruck, um auch ihm das Gedicht meines «Lohengrin» zur Lektüre zu überlassen. Ich traf ihn eines Tages in seinem soeben mit heissem Wasser gescheuerten Zimmer bei einer unerträglichen Ausdünstung, welche ihm bereits Kopfschmerzen zugezogen hatte, und mir nicht minder lästig fiel, an. Mit einem fast weichlichen Blicke mass er mich, als er mir das Manuskript meines Gedichtes zurückgab, und mir mit einem recht wahrhaftigen Accent versicherte, er habe es «so gemüthlich» gefunden. — Etwas mehr Unterhaltung gewann ich aus einem gelegentlichen Umgang mit *H. Truhn*, welcher sich bei einem guten Glase Wein, das ich ihm bei *Lutter* und *Wegener*, wo ich mich der *Hoffmann*'schen Reminiscenzen wegen dann und wann einfand, mit scheinbar wachsendem Antheil meine Ideen über die mögliche Bestimmung und zu erstrebende Erweiterung des Operngenre's erörtern liess. Mancherlei Witziges und gut Beobachtetes vernahm ich von ihm; namentlich machte sein lebhaftes, bewegliches Wesen oft günstigen Eindruck auf mich. Als Rezensent trat er jedoch nach der Rienzi-Aufführung ebenfalls auf die allgemein betretene Seite der Bespötter und Herunterreisser. — Nur mein armer älterer Freund *Gaillard* stand mir bei mancher Widerwärtigkeit rüstig, aber durchaus machtlos zur Seite. Mit seinem kleinen Musikgeschäft wollte es nicht gehen, seine musikalische Zeitschrift war bereits eingegangen: so konnte er mir nur in sehr kleinen Angelegenheiten behülflich sein. Leider entdeckte ich, dass er nicht nur Verfasser vieler höchst bedenklicher dramatischer Arbeiten, für welche er mich zu gewinnen suchte, sondern auch durch ausgesprochene hektische Anlage einem vermuthlich sehr baldigen Tode verfallen war, so dass selbst der wenige Umgang, den ich mit ihm pflog, bei all seiner Treue und Ergebenheit nur einen wehmüthigen und meine Stimmung bedrückenden Einfluss auf mich ausübte.

Da ich nun doch aber andrerseits von dem einzigen Verlangen, es zu einem meiner Lage so höchst nöthigen Erfolg zu bringen, die ganze Berliner Unternehmung gegen jede innere Neigung angetreten hatte, so überwand ich mich, auch selbst bei *Rellstab* mich einzufinden. Da er

beim «fliegenden Holländer» sich besonders an «Nebelhaftigkeit» und «Gestaltungslosigkeit» gestossen hatte, glaubte ich ihn nun mit einigem Vortheil auf den helleren und deutlicheren Zuschnitt meines «Rienzi» hinweisen zu dürfen. Er schien es wohlgefällig hinzunehmen, dass ich etwas auf ihn zu geben den Anschein nahm; doch kündigte er mir im Voraus die ihm in seiner Art wiederum anhaftende Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit des neueren Kunstproduzirens seit *Gluck* an, und meinte, im glücklichsten Falle würde man beim besten Streben doch nur «Bombast» zu Tage bringen. — Ich sah, Alles gab sich in Berlin der Verzweiflung hin, eine Stimmung, welche, wie ich erfahren, nur *Meyerbeer* theilweise zu verklären verstanden hatte.

Auch diesen ehemaligen, und eigentlich immer fort noch sich als solchen ausgebenden Gönner, traf ich diesmal in Berlin an. Sogleich nach meiner Ankunft hatte ich ihn aufgesucht: ich traf im Vorzimmer seinen Diener mit Herrichtung der Reisekoffer beschäftigt und erfuhr, dass *Meyerbeer* in baldiger Abreise begriffen sei, was dieser mir selbst, mit dem Bedauern, in nichts mir dienlich sein zu können, bestätigte. Ich hatte somit sogleich beim Empfang Abschied von ihm zu nehmen. Längst glaubte ich ihn bereits weit entfernt, als ich nach einigen Wochen zu meiner Verwunderung erfuhr, Herr *Meyerbeer*, ohne sich weiter sehen zu lassen, verweile immer noch in Berlin; sogar in einer der Theaterproben des «Rienzi» wurde er endlich noch gesehen. Was diess zu bedeuten habe, ist mir erst später, und namentlich durch eine unter Eingeweihten ziemlich verbreitete Ansicht hierüber, welche mir seiner Zeit *Eduard von Bülow*, der Vater meines jungen Freundes, berichtete, klar geworden. Ohne dass ich eine Ahnung davon hatte, woher diess komme, erfuhr ich ungefähr gegen die Mitte meines Aufenthaltes in Berlin durch Kapellmeister *Taubert*, dass es ihm von vielen sehr unterrichteten Seiten zu Ohren gekommen sei, ich bewürbe mich um eine Dirigentenstelle am dortigen Hoftheater, und solle sogar grosse Aussichten haben, diese mit besonderen Befugnissen ausgestattet zu erhalten. Es bedurfte meinerseits, um namentlich mit *Taubert* in einem mir nöthigen guten Vernehmen mich zu erhalten, der allerbestimmtesten Versicherungen, dass ich in gar keiner Weise weder an eine solche Bewerbung, noch an die Annahme einer Anstellung, wenn sie mir selbst angeboten würde, denke. Andererseits wurden alle meine Bemühungen, an den König zu gelangen, unabänderlich vereitelt. Der Hauptvermittler hierfür, an den ich mich immer wieder wandte, blieb Graf *Redern*, auf dessen bedenkliche Solidarität mit *Meyerbeer* ich zwar aufmerksam gemacht wurde, dessen

unglaublich freimüthiges und gewogenes Benehmen mich aber immer wieder in der Annahme seiner Redlichkeit bestärkte. Ich hatte endlich alle meine Hoffnung nur noch darauf gesetzt, dass der König doch unmöglich der Aufführung des auf seinen Befehl gegebenen «Rienzi» fern bleiben könnte; an diese Annahme knüpfte ich meine weitere Hoffnung auf eine Annäherung an ihn. Nun meldete mir aber Graf *Redern* mit wahrem Ausdruck der Verzweifelung, dass der König gerade am Tage der ersten Aufführung auf einer Jagd begriffen sein werde. Von Neuem bat ich ihn, alles aufzubieten, um mich der Anwesenheit des Königs wenigstens bei der zweiten Aufführung zu versichern. Da meldete mir endlich mein unermüdlicher Gönner, es sei unbegreiflich, aber es scheine, dass S. M. eine völlige Abneigung dagegen, meinem Wunsche nachzukommen gefasst habe; er habe aus höchst eigenem Munde die harten Worte hören müssen: «Ach, kommen Sie mir wieder mit Ihrem Rienzi!»

In dieser zweiten Aufführung nun begegnete mir ein freundliches Abenteuer. Nach dem effektvollen zweiten Akte schien das Publikum auch mich mit einem Hervorrufe bedenken zu wollen; als ich, um nöthigen Falls dem zu entsprechen, aus dem Orchester in das Vestibüle trat, glitt mein Fuss auf dem glatten Parquet aus, und ich war im Begriff, einen vielleicht nicht unempfindlichen Fall zu thun, als ich mich mit kräftiger Hand am Arm festgehalten fühlte: ich erkannte den *Prinzen von Preussen*, welcher aus seiner Loge getreten war, und sofort die Gelegenheit meiner Habhaftwerdung ergriff, um mich einzuladen, ihm zu seiner Gemahlin zu folgen, welche meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Diese, soeben erst in Berlin angekommen, erklärte mir, meine Oper, über welche sie sich sehr freudig äusserte, zwar an diesem Abend zum ersten Male zu hören, jedoch von mir und meinem künstlerischen Charakter bereits seit längerer Zeit auf das Empfehlendste unterrichtet zu sein, und zwar durch die Mittheilungen einer gegenseitigen Freundin, *Alwine Frommann*. Der ganze Eindruck dieser Begegnung, bei welcher der Prinz theilnahmsvoll anwesend blieb, hatte einen ungewöhnlich freundlichen und wohlthätigen Charakter.

In der That war es auch meine alte Freundin *Alwine*, welche in Berlin gewiss nicht nur mit den theilnehmendsten Sorgen allen meinen dortigen Schicksalen folgte, sondern auch, was nur in ihren Kräften stand, aufwendete, um mir Trost und Muth zur Ausdauer zu geben. Fast regelmässig besuchte ich sie des Abends, um in edlerem Gespräche, als der Tagesverkehr es mir ermöglicht hatte, während einer Erholungs-

stunde zum Kampfe gegen die Widerwärtigkeiten des folgenden Tages mich zu stärken. Besonders erfreute mich die warme und verständnissvolle Theilnahme, welche von ihr und unserem beiderseitigen Freunde *Werder*, dem eigentlich mich beherrschenden Gegenstande aller jetzigen Bemühungen, meinem «Lohengrin», gewidmet wurde. Seit der bisher verzögerten Ankunft ihrer vertrauten Gönnerin, der *Prinzessin von Preussen*, glaubte sie auch etwas Näheres über den Stand meiner Angelegenheit beim König erfahren zu können, wiewohl sie mich zu bedeuten hatte, dass eben diese hohe Frau dort in höchster Ungunst stehe, und ihr Einfluss auf den Monarchen sich nur unter der Beobachtung einer eisigen Convention kund geben könne. Auch blieb von dieser Seite her bis zu meiner endlich nicht mehr zu verschiebenden Abreise jede Mittheilung aus.

Da ich andrerseits veranlasst wurde, noch eine dritte Aufführung des «Rienzi» zu dirigiren, und während doch immer noch die Möglichkeit verblieb, eine plötzliche Bescheidung nach Sans-Souci zu empfangen, setzte ich nun einen bestimmten Tag fest, bis zu welchem ich dem Schicksal in Betreff meiner wichtigsten Pläne die Thüre offen lassen wollte. Auch dieser Termin verstrich, und es blieb nun dabei, dass ich meine Berliner Hoffnungen für durchaus gescheitert anzuerkennen hatte.

Es war eine üble Stimmung, in welcher ich zu diesem Schlusse mich entschied. Ich entsinne mich, selten von dem Einfluss kalter und nasser Witterung, und eines ewig grauen Himmels so armselig bedrückt gewesen zu sein, als in diesen letzten schlimmen Berliner Wochen, wo Alles, was ich ausserhalb meiner unmittelbaren Leidenssphäre erfuhr, mit bleierner Entmuthigung auf mich drückte. So meine Unterhaltungen mit *Hermann Franck* über die sozialen und politischen Zustände, welche damals durch den verunglückten Versuch des vom König von Preussen berufenen vereinigten Landtages eine besonders düstre Färbung erhalten hatten. Ich hatte zu Denjenigen gehört, welche anfänglich dieser Unternehmung eine hoffnungsvolle Bedeutung beizumessen gestimmt waren; von einem so kenntnissvollen Mann, wie *Franck*, alles hierauf bezügliche Persönliche und Thatsächliche näher beleuchtet zu erhalten, war mir nun wahrhaft erschreckend. Aus allen seinen ohne jede Leidenschaftlichkeit mitgetheilten Ansichten hierüber, sowie über den preussischen Staat selbst, die von ihm vermeintlich vertretene deutsche Intelligenz, sowie die ihm allgemein zugesprochene grosse Sicherheit und Geordnetheit der Verwaltung des öffentlichen Wesen's,

mussten so vollständig jede bisher in diesem Bezug gefasste günstige und hoffnungsvolle Meinung zerstören, dass ich mich wie im Chaos angelangt sah, wenn ich von hieraus auf eine gedeihliche Gestaltung Deutschland's noch zu blicken versuchte. Hatte ich von meiner Dresdener Misère aus auf die Möglichkeit, welche mir der Gewinn der Theilnahme des Königs von Preussen für meine Ideen zu bieten schien, mit Hoffnung ausgesehen, so konnte ich nun der furchtbaren Hohlheit, welche nach jeder Seite hin mir das Wesen der Dinge aufdeckte, in keiner Weise mehr meine Erkenntniss verschliessen.

In dieser tief verzweifelten Stimmung machte es auf mich einen fast nur sonderbaren Eindruck, als bei meinem Abschiedsbesuch Graf *Redern* mit höchst niedergeschlagener Miene die soeben erhaltene Nachricht von *Mendelssohn's* Tode mir meldete. Ich blieb entschieden ohne Verständniss dieses Schicksalszuges, von welchem mich zunächst nur die augenfällig kummervolle Wirkung auf *Redern* betroffen machte. Jedenfalls blieb ihm bei diesem immerhin peinlichen Abschiede von mir hierdurch die Unannehmlichkeit einer ausführlicheren und herzlichen Explication über meine eigene, seinem Mitgefühl so nahe gebrachte Lage erspart.

So blieb mir denn für Berlin nur noch die Nöthigung der Berichtigung des Verhältnisses meiner materiellen Erfolge zu meinen materiellen Opfern übrig. Für einen Aufenthalt von zwei Monaten, an welchem schliesslich meine Frau und selbst meine Schwester *Klara*, beide durch den verhofften ungemeinen Succès der Berliner Aufführung des «Rienzi» angezogen, Theil genommen hatten, fand es sich, dass mein alter Freund, der Intendant *Küstner*, durchaus zu keiner Entschädigung sich veranlasst fühlte. Aus seiner mit mir gepflogenen Korrespondenz konnte er mir mit unwiderleglicher juristischer Präcision nachweisen, dass seinerseits nur der «Wunsch» meiner Mitwirkung bei dem Einstudiren des Rienzi, keineswegs aber eine «Einladung» hierzu ausgesprochen worden war. Da mir nun durch des Grafen *Redern* heftige Trauer über *Mendelssohn's* Tod es abgeschnitten war, diesen um Vermittlung für so gemeine persönliche Interessen anzugehen, blieb mir nichts übrig, als die Wohlthat *Küstner*'s dankbar anzunehmen, welcher mir die Tantième für die drei stattgehabten Aufführungen vorschussweise auszahlen liess. In Dresden war man verwundert, dass ich mir von dorther einigen Gehaltvorschuss zu meiner Auslösung aus dieser glänzenden Berliner Unternehmung erbitten musste. — Als ich mit meiner Frau in abscheulichster Witterung durch die öden Marken auf meinem Heimwege dahin-

fuhr, glaubte ich diejenige tief verzweiflungsvolle Lebensstimmung zu empfinden, in welche ich wohl nur einmal und nie wieder versinken können würde. Doch ergötzte es mich, schweigend in den grauen Nebel aus dem Waggon hinausblickend, meine Frau in einen Disput mit einem reisenden Handlungsbeflissenen gerathen zu hören, welcher zu gefälliger Unterhaltung sich sehr wegwerfend über die «neue Oper Rienzi» ausgelassen hatte. Mit grosser Wärme, ja Leidenschaftlichkeit, berichtigte meine Frau verschiedene Irrthümer des feindseligen Mannes, und brachte zu ihrer grossen Befriedigung von ihm das Bekenntniss heraus, dass er selbst die Oper gar nicht gehört habe, sondern nur nach dem Hörensagen und den Rezensionen zu seiner Ansicht gelangt sei, was ihm denn meine Frau auf das Ernstlichste verwies, «weil man nicht wissen könne, wen man mit so etwas in Zukunft verletze».

Mit diesem einzigen erheiternd tröstlichen Eindrucke gelangte ich nach *Dresden* zurück, wo nun die besonderen Folgen der ausgestandenen Berliner Widerwärtigkeiten sogleich in den bedauernden Bezeigungen meiner Bekannten mir entgegentraten. Die Zeitungen hatten von einem entschiedenen Durchfalle meiner Oper berichtet. Zu meiner besonderen Pein hatte ich diesen Widerwärtigkeiten durch heitere Miene und die Versicherungen, dass es keineswegs so schlimm stehe, im Gegentheil mir vieles Erfreuliche widerfahren sei, zu begegnen.

Diese mir ungewohnte Bemühung setzte mich in ein sonderbares Parallelverhältniss zu der bei meiner Rückkunft in Dresden vorgefundenen Situation, in welcher ich *Ferdinand Hiller* antraf. Dieser hatte ungefähr gleichzeitig hier seine neue Oper «Conradin von Hohenstaufen» zur Aufführung gebracht. Mit diesem während seiner Ausarbeitung vor mir verheimlichten Werke, in welchem Dichter und Komponist die Tendenzen und Effecte meines «Rienzi» mit denen meines «Tannhäusers» auf eine für Dresden besonders glückliche Weise combinirt zu haben vermeinten, glaubte *Hiller* nach den in meiner Abwesenheit stattgefundenen drei Aufführungen eines durchgreifenden Erfolges sich versichert zu haben. Da er sich auf der Abreise nach Düsseldorf, wohin er als Konzertdirektor berufen worden war, befand, empfahl er mir sein Werk mit ungemeiner Zuversicht zur weiteren Pflege, wobei er bedauerte, mir nicht die Direktion desselben zuweisen gekonnt zu haben. Er gab zu, dass er den grossen Erfolg zum Theil wohl der wunderbar glücklichen Darstellung, namentlich der Männerrolle des «Conradin» durch meine Nichte *Johanna*, zu verdanken habe; diese liess sich mir mit gleicher Zuversicht wiederum dahin vernehmen, dass *Hiller*'s Oper ohne sie

allerdings wohl nicht so ausserordentlich durchgeschlagen haben würde. Ich war nun wirklich gespannt, diess glückliche Werk und seine so erfolgreiche Darstellung selbst kennen zu lernen, was, nachdem *Hiller* nebst Familie Dresden gänzlich verlassen hatte, durch eine angekündigte vierte Vorstellung mir ermöglicht werden sollte. Als ich beim Beginn der Ouvertüre den Saal betrat, um meinen Sitz im Parquet einzunehmen, befiel mich ein seltsames Erstaunen, bis auf einige kaum bemerkbare Ausnahmen sämmtliche Zuschauerplätze vollkommen leer zu finden. Auf dem entgegengesetzten Ende der von mir eingenommenen Bank bemerkte ich den Dichter des Sujets, den sanften Maler *Reinike*. Wir rückten ungenirt gegen die Mitte des Raumes zusammen, und unterhielten uns über den wunderlichen Zustand, in welchem wir uns befanden. Ich vernahm von ihm wehmüthige Klagen über *Hiller*'s musikalische Ausführung seiner Dichtung; das Geheimniss des Irrthums, in welchen *Hiller* über den Erfolg seines Werkes gerathen, liess er, offenbar in grosser Bestürzung über den unwiderleglichen Fall der Oper, mir selbst unaufgeklärt. Ich erfuhr nun von anderwärts her, wie es *Hiller* möglich geworden war, sich in so grosse Selbsttäuschung zu versetzen. Frau *Hiller*, selbst aus Polen stammend, hatte es verstanden, ihre zahlreichen in Dresden sich aufhaltenden Landsleute, gemeiniglich eifrige Theaterbesucher, in ihren sehr häufigen Réunions für die Oper ihres Mannes zu werben. Diese Freunde hatten in der ersten Vorstellung mit gewohntem Feuer das Publikum zu Beifallkundgebungen angeführt, selbst aber so wenig Gefallen an dem Werke gefunden, dass sie in der zweiten, an und für sich schwach besetzten Aufführung ausgeblieben waren, wodurch der Erfolg der Oper so gut als ungünstig entschieden galt. Jetzt wurde alles aufgeboten, um an einem Sonntage, an welchem das Theater von selbst sich zu füllen pflegte, mit dem Aufruf an alle nur erdenklichen polnischen Hülfskräfte für den Beifall, eine dritte Aufführung zu Stande zu bringen. Diess geschah: die polnische Theateraristocratie erfüllte mit gewohnter Ritterlichkeit ihre Pflicht gegen das hülfsbedürftige Paar, in dessen Salon man so oft angenehmen Soireen beigewohnt hatte. Wiederum ward der Komponist gerufen, alles ging glücklich, und nun hielt sich *Hiller* an die Erfahrung von dem Charakter der dritten Aufführung eines neuen Werkes, nach welchem feststand, dass der Erfolg dieser der Ausschlag gebende sei, gerade wie es sich beim «Tannhäuser» ebenfalls erwiesen hatte. Das Künstliche dieses Vorganges stellte sich nun aber eben mit dieser vierten von mir erlebten Vorstellung, zu deren Besuch niemand mehr dem abgereisten

Komponisten verpflichtet war, heraus. Auch meine Nichte war beschämt, und fand, dass doch selbst die vortrefflichste Leistung einer Sängerin eine solche langweilige Oper nicht zu halten vermöchte. Während wir so dem Elend zusahen, gelang es mir, einige schon im Sujet begründete auffallende Schwächen und Fehler dem Dichter nachzuweisen; dieser berichtete darüber an *Hiller*, worauf ich aus Düsseldorf ein warmes Freundschaftsschreiben erhielt, mit der Anerkennung des begangenen Unrechtes, seiner Zeit meinen Rath für das Sujet von sich gewiesen zu haben. Nicht undeutlich ward mir zugleich zu verstehen gegeben, dass es wohl noch Zeit sei, nach meinen Angaben die Oper zu verändern, bei welcher Gelegenheit ich mir das grosse Verdienst erwerben könnte, ein doch offenbar gut intentionirtes und in seiner Art bedeutendes Werk dem Repertoire zu erhalten, — wozu es jedoch nicht kam.

Hiergegen erfuhr ich die kleine Genugthuung, dass mir noch von zwei Aufführungen meines «Rienzi» in Berlin berichtet wurde, um deren guten Erfolg, wie er selbst mir meldete, Kapellmeister *Taubert* durch äusserst effektvolle Zusammenstreichungen sich verdient gemacht zu haben glaubte. Immerhin musste meiner eigenen Ueberzeugung nach auf einen dauernden und gewinnbringenden Erfolg meiner Berliner Unternehmung durchaus verzichtet werden, und so konnte ich Herrn *v. Lüttichau* länger nicht verbergen, dass, wenn ich mit nöthigem gutem Muthe ferner aushalten sollte, ich auf einer Verbesserung meines Gehaltes bestehen müsste, da ich auf auswärtige, bedeutende und meinem unglücklichen Opernverlagsgeschäfte günstige Erfolge nicht rechnen, bei der Beschränkung meines an und für sich so dürftigen Gehaltes aber unmöglich bestehen könnte. Ich verlangte nichts weiter, als Gleichstellung mit meinem Kollegen *Reissiger*, was mir auch von Anfang an in nächste Aussicht gestellt worden war.

Bei dieser Lage der Dinge schien nun Herrn *v. Lüttichau* die Zeit gekommen, wo er mir meine Abhängigkeit von seinem, nur durch gehörige Fügsamkeit mir zuzusichernden, guten Willen fühlen zu lassen habe. Nachdem ich mich um die Gunst der gewünschten mässigen Gehaltserhöhung in persönlicher Audienz der Gnade des Königs empfohlen hatte, versprach mir zwar Herr *v. Lüttichau*, den seinerseits unerlässlichen Bericht über meine Angelegenheit im empfehlendsten Sinne auszufertigen. Wie gross war aber meine Bestürzung und Beschämung, als er mir eines Tages diesen seinen vom König wieder zurückgelangten Bericht zur Eröffnung des Bescheides mittheilte. In ihm war ausgeführt,

dass ich durch Ueberschätzung meines Talentes, leider auch durch thörichte Verwöhnung Seitens verschiedener exaltirter Freunde (unter welche er Frau *v. Könneritz* zählte), zu der Meinung veranlasst worden wäre, mindestens gleiche Berechtigung zu Erfolgen, wie sie *Meyerbeer* gewonnen, mir erworben zu haben; hierdurch wäre ich in eine so bedeutende Verschuldung gerathen, dass es allerdings in Betracht zu ziehen sein dürfte, ob meine Entlassung nicht räthlich erschiene, wenn nicht andrerseits mein Fleiss und meine anerkennenswerthen Leistungen, wie sie namentlich in meiner Bearbeitung der *Gluck*'schen «Iphigenie» zur Kenntniss der Direktion gelangt seien, den ferneren Versuch mit meiner Beibehaltung anempfehlen möchten, für welchen Fall dann allerdings an eine Begünstigung meiner materiellen Verhältnisse gedacht werden müsste. Hier konnte ich nicht weiter lesen, und gab starr vor Erstaunen meinem Gönner sein Papier zurück; dem von ihm wahrgenommenen üblen Eindruck auf mich suchte er augenblicklich dadurch vorzubeugen, dass er mir sagte, mein Wunsch sei ja erreicht, die sofort mir zufallenden 300 Thaler könnte ich zur Stunde an der Kasse erheben. Ich entfernte mich schweigend und überlegte mir, was ich der mir angethanen Schmach gegenüber zu thun habe. Es war mir unmöglich, die 300 Thaler zu erheben.

Während nun aber die allerwiderwärtigsten Verlegenheiten mich bedrängten, ward eines Tages im November der Besuch des Königs von Preussen in Dresden gemeldet, und zugleich auf dessen besondern Wunsch eine Aufführung des «Tannhäuser» angesetzt. Wirklich erschien er zu dieser Aufführung mit der sächsischen Königsfamilie im Theater, und wohnte ihr mit augenscheinlichem Interesse von Anfang bis zu Ende bei. Eine sonderbare Erklärung für sein Ausbleiben von den Berliner Aufführungen des «Rienzi», welche der König von Preussen bei dieser Gelegenheit gab, ward mir berichtet: er habe es sich nämlich versagt, eine meiner Opern in Berlin zu hören, weil ihm an einem guten Eindruck davon gelegen sei, und er wisse, dass sie an seinem Theater nur schlecht gegeben werden könnten. — Immerhin gab mir dieses seltsame Ereigniss wenigstens so viel heiteres Selbstvertrauen zurück, als ich bedurfte, um die bewussten 300 Thaler, welche ich so peinlich nöthig hatte, in Empfang zu nehmen.

Auch Herr *v. Lüttichau* schien es sich angelegen sein zu lassen, einigermassen wieder mein Zutrauen zu gewinnen; ich glaubte mir aus seiner ungestörten Freundlichkeit entnehmen zu müssen, dass der gänzlich ungebildete Mensch gar kein Bewusstsein seiner mir angethanen Schmach

hätte. Er kam auf die in meinem zurückgewiesenen Orchestermemoire vorgeschlagenen Orchester-Konzerte zurück, um mich zu bestimmen, solche Musikaufführungen als von der Direction, nicht aber vom Orchester selbst ausgehend, im Theater einzurichten. Nachdem ich zunächst ausgewirkt, dass die Einnahmen davon dem Orchester zufallen sollten, ging ich gern an die Ausführung des Projektes. Nach meinem besondern Plane ward die Bühne des Theaters, vermöge eines das ganze Orchester einschliessenden, äusserst vortheilhaft sich bewährenden Schall-Gehäuses, zu einem seither als ausgezeichnet geltenden Konzertsaale hergerichtet. Von den Aufführungen sollten in Zukunft im Winterhalbjahre sechs stattfinden; da wir diesmal am Schlusse des Jahres nur die zweite Hälfte des Winters noch in Aussicht hatten, wurde für drei Konzerte ein Abonnement eröffnet, durch welches sofort die ganzen Räume des Theaters vom Publikum in Beschlag genommen wurden. Die Vorbereitungen hierfür beschäftigten mich einigermassen günstig zerstreuend, so dass ich mit einer etwas versöhnten, freundlicheren Stimmung mich dem verhängnissvollen Jahre 1848 zuwandte.

Im folgenden Januar ging das erste dieser Kapellkonzerte vor sich, welches schon durch sein sehr ungewöhnliches Programm mir grosse Anerkennung verschaffte. Ich hatte nämlich gefunden, dass, wenn solchen Aufführungen eine wirkliche Bedeutung, gegenüber dem von allem ernsten Kunstgenuss abwendenden bunten Nebeneinander der den verschiedenartigsten Genres angehörenden Musikproduktionen, verliehen werden sollte, nur zweien wohlthätig mit sich abwechselnden Gattungen der eigentlichen Musik hier Raum gegeben werden durfte. Zwischen zwei Symphonien stellte ich ein oder zwei grössere, sonst nicht zu hörende Vokalstücke auf, und liess hierin das ganze Konzert bestehen. Nach einer *Mozart*'schen Symphonie (in D-dur) liess ich sämmtliche Musiker von ihren Plätzen sich zurückziehen, um dafür ein imposantes Gesangpersonal aufzustellen, welches *Palestrina*'s «Stabat mater», nach einer von mir sorgsam bearbeiteten Angabe des Vortrag's, und *Bach*'s achtstimmige Motette: «Singet dem Herrn ein neues Lied» auszuführen hatte; hierauf liess ich das Orchester wieder seine Plätze einnehmen, um die «Sinfonia Eroica» *Beethoven*'s vorzutragen, und damit zu schliessen.

Der Erfolg war ein sehr erhebender, und namentlich eröffnete sich mir, bei meinem immer grösseren Ekel vor dem Befassen mit unserem Opernrepertoir, auf welches ich, gegenüber den selbst von *Tichatscheck* unterstützten Gelüsten meiner Primadonna-süchtigen Nichte, immer mehr an Einfluss verlor, eine etwas tröstliche Aussicht auf eine fernere

Wirksamkeit als musikalischer Dirigent. Da ich zugleich nach meiner Wiederkehr von Berlin die Instrumentation des «Lohengrin» begonnen, und im Uebrigen nach jeder Seite hin einer immer grösseren Resignation in meiner Stimmung Raum gegeben hatte, glaubte ich ruhig den Bestimmungen meines Schicksals entgegensehen zu können, als mich plötzlich eine tief erschütternde Nachricht traf.

Anfang Februar ward mir der Tod meiner Mutter gemeldet. Ich eilte sofort zu ihrem Begräbniss nach Leipzig, und erfreute mich noch mit tiefer Rührung des wunderbar ruhigen und lieblichen Gesichtsausdruckes der Verstorbenen. Sie hatte die langen letzten Jahre ihres früher so thätigen und unruhevollen Lebens in heiterer Behaglichkeit, und endlich fast kindlich gelaunter friedlicher Zerstreutheit zugebracht. Beim Sterben hatte sie mit lächelnd verklärtem Gesicht, wie mit demüthiger Bescheidenheit ausgerufen: «Ach! wie schön, wie lieblich, wie göttlich! Wie verdiene ich denn solche Gnade?» Es war ein schneidend kalter Morgen, als wir den Sarg auf dem Kirchhof in die Gruft senkten; die festgefrornen Erdschollen, welche wir statt der Handvoll leichter Erde dem Gebrauch nach auf dessen Deckel hinabzustreuen hatten, erschreckten mich durch ihr wildes Gepolter. Auf dem Heimweg zum Hause meines Schwager's *Hermann Brockhaus*, wo die Familie auf eine Stunde sich vereinigte, begleitete mich allein *Heinrich Laube*, welcher meine Mutter sehr lieb gehabt hatte. Er äusserte seine Besorgniss über mein ganz ungewöhnlich angegriffenes Aussehen. Dann begleitete er mich noch zum Bahnhof, und hier fanden wir Worte für den ungemeinen Druck der uns auf jeder edlen Bestrebung gegenüber einer gänzlich in das Nichtswürdige versinkenden Zeittendenz zu liegen schien. Auf meiner kurzen Zurückreise nach Dresden kam zum ersten Male mit deutlichem Bewusstsein das Gefühl meiner vollkommenen Vereinsamung über mich, da ich nicht umhin konnte, mit dem Verluste der Mutter auch jedes natürliche Band des Zusammenhanges mit meinen, in eigenen und besonderen Familieninteressen befangenen Geschwistern als gelöst zu erkennen. So machte ich mich dumpf und kalt an das Einzige, was mich erleuchten und wärmen konnte, die Ausarbeitung meines «Lohengrin», und meine altdeutschen Studien.

So kamen die letzten Tage des Februar heran, welche Europa eine neue Revolution bringen sollten. Unter meinen Bekannten gehörte ich zu denjenigen, welche am Wenigsten an einen bevorstehenden, oder überhaupt nur möglichen Umsturz der politischen Welt geglaubt hatten. Meine erste Empfindung von diesen Dingen war mir im Jünglingsalter

aus der Julirevolution und der ihr folgenden lang andauernden systematischen Reaction gekommen. Seitdem hatte ich auch Paris kennen gelernt, und hatte aus allen dort mir offen liegenden Symptomen des öffentlichen Lebens Alles mehr als eine Anlage zu einer grossen revolutionären Bewegung entnommen. Ich hatte die Errichtung der von Louis Philipp durchgesetzten, Paris umgebenden Forts détachés erlebt, dazu mich über die strategische Anlegung zahlreich durch ganz Paris vertheilter, befestigter Wachtposten unterrichten lassen, und stimmte denjenigen bei, welche fortan Alles für vorbereitet hielten, um selbst nur den Versuch einer Erhebung der Pariser Bevölkerung unmöglich zu machen. Als daher am Schlusse des vorangehenden Jahres der schweizerische Sonderbundskrieg, sowie die im Anfange dieses Jahres geglückte sizilianische Revolution aller Augen voll Spannung auf die Wirkung dieser Anregung auf Paris richtete, blieb ich ohne Theilnahme an allen Erwartungen oder Befürchtungen, welche man hieran knüpfte. Zwar drangen die Nachrichten von wachsend unruhigen Auftritten in der französischen Hauptstadt zu uns; doch bestritt ich namentlich gegen *Röckel*, dass hierin etwas Bedeutendes vorliege. Ich sass in einer Probe von «Martha» am Dirigentenpult, als mir *Röckel* in einer Pause, mit der sonderbaren Freude des Rechthabens gegen mich, die neueste Nachricht von der Flucht Louis Philipp's und der Proklamation der Republik in Paris meldete: diess machte allerdings einen mehr als sonderbaren, ja erstaunlichen Eindruck auf mich, wenngleich der Zweifel an der Bedeutung von dem Allem mir noch ein leises Lächeln ermöglichte. Endlich aber wuchs die Aufregung, wie aussen auf allen Seiten, so auch in mir. Die deutschen Märztage kamen heran, von überall langten immer erstaunlichere Nachrichten an; auch im engeren Vaterlande regte es sich von Deputationen und Sturmpetitionen, welchen der König, in von ihm selbst bald anzuerkennender Weise über die Bedeutung dieser Bewegung und der im Lande herrschenden Stimmung getäuscht, längere Tage widerstand. Am Abend eines dieser wirklich bangen und wie von schwüler Gewitterluft erfüllten Tage gaben wir unser drittes grosses Kapellkonzert, welchem, wie den beiden früheren, auch der König mit dem Hofe beiwohnte. Ich hatte zum Beginn desselben diesmal eine Symphonie von *Mendelssohn* in A-moll, gleichsam zu dessen Todesfeier, gewählt; seltsam entsprach die, selbst in gewollten freudigen Ausdrücken immer weichlich gedrückt bleibende Stimmung dieses Tonstückes, der namentlich im Anblick der königlichen Familie herrschenden bangen Beklemmung des gesammten Publikums. Ich verbarg dem

Konzertmeister *Lipinsky* nicht meine Reue über den Missgriff der Bestellung des heutigen Programms, da dieser Symphonie in Moll nun wieder die fünfte Symphonie *Beethoven*'s, ebenfalls in Molltonart, folgen sollte; mit wunderlich frivolem Augenstrahlen tröstete mich aber der zuweilen geistvoll excentrische Pole durch den Zuruf: «O, lassen Sie uns nur die zwei ersten Takte der C-moll-Symphonie gespielt haben, dann weiss Niemand mehr etwas davon, ob wir *Mendelssohn* in Dur oder Moll gespielt haben.» Dem Eintritte dieser zwei Takte ging glücklicherweise ausserdem noch der, zu unserer Ueberraschung mit energischer Stimme erhobene, Aufruf eines Patrioten aus der Mitte des Publikums zu einem Lebehoch auf den König voraus, welchem mit ungemeiner Wärme von allen Seiten kräftigst entsprochen wurde. Nun behielt *Lipinsky* vollends Recht: die Symphonie, mit aller leidenschaftlich stürmischen Erregtheit des ersten Satzes, brauste wie ein Jubel-Orkan dahin, und hat wohl selten auf ein Auditorium so gewirkt, wie an diesem Abende. — Es war das letzte dieser von mir vor Kurzem erst eingerichteten Konzerte, welches ich in Dresden zu dirigiren hatte.

Kurz hierauf trat auch die unerlässliche politische Wendung ein. Der König entliess sein Ministerium und erwählte dafür ein neues, aus lauter zum Theil als liberal, zum Theil sogar als wirklich energische Volksfreunde berufenen Männern, welche sofort bei ihrem Antritt alle die bekannten, überall sich gleichen Massregeln zur Begründung einer durchaus volksthümlichen Staatsverfassung proklamirten. Ich war von diesem Ausgang, und namentlich von der herzlichen Freude, welche sich in der ganzen Bevölkerung darüber kund zu geben schien, wahrhaft gerührt: ich hätte viel darum gegeben, dem König auf irgend eine Weise mich nähern, und von seinem mir so wünschenswerth erscheinenden herzlichen Vertrauen in die aufrichtige Liebe des Volkes zu ihm, mich persönlich überzeugen zu können. Abends war die Stadt festlich erleuchtet; der König durchfuhr die Strassen im offenen Wagen: in grösster Aufregung folgte ich seinen Begegnungen mit grösseren Volksmassen, oft sogar im hastigsten Laufe, um zur rechten Zeit da einzutreffen, wo es mich nöthig dünkte, dass ein besonders lebhafter Zuruf das Herz des Fürsten erfreuen und versöhnen sollte. Meine Frau war ganz erschrocken, als sie mich furchtbar ermüdet, und mit völlig heisergeschrieener Stimme spät wiederkehren sah.

Die Wiener und Berliner Ereignisse, mit ihren anscheinend ungeheuren Resultaten, berührten mich eben nur wie interessante Zeitungs-

berichte; die Ausschreibung eines Frankfurter Parlamentes an der Stelle des aufgelösten Bundestages, klang mir befremdlich angenehm. Doch vermochten alle diese noch so bedeutenden Eindrücke mich keinen Tag in meiner genau eingehaltenen Arbeitszeit zu unterbrechen; mit grosser, ja fast stolzer Genugthuung beendigte ich, gerade in den letzten Tagen dieses so ungeheuerlich sich gebärdenden Monates März, die Partitur des «Lohengrin» durch die Instrumentation der Musik zu dem Verschwinden des Grals-Ritters in weite mystische Fernen.

Um diese Zeit meldete sich eines Tages eine junge, in Bordeaux verheirathete Engländerin, Mme *Jessie Laussot*, in Begleitung des kaum achtzehnjährigen *Karl Ritter*, zu einem Besuche bei mir an. Der junge Mann, von deutschen Eltern in Russland geboren, gehörte mit seiner Familie den nordischen Ansiedlerkreisen an, welche in Dresden, der dort so angenehm sich bietenden künstlerischen Genüsse wegen, sich dauernd niederliessen. Ich entsann mich, ihn schon nicht lange nach den ersten Aufführungen des «Tannhäuser» einmal empfangen zu haben, als er mich um meine Namensschrift in ein dem Musikhändler entnommenes Exemplar der Partitur jener Oper gebeten hatte. Von diesem Exemplar erfuhr ich jetzt, dass es eben dieser Frau *Laussot*, welche sich neuerdings bei mir einführen liess, und welche damals bei den Aufführungen zugegen gewesen war, angehört hatte. Mit grosser Schüchternheit drückte die junge Dame, in von mir bis dahin noch nicht erfahrener Weise, ihre Verehrung aus und zugleich ihr grosses Bedauern, durch Familienrücksichten von ihrem Lieblingsaufenthalte in Dresden im Schoosse der Familie *Ritter*, deren grosse, gleich warme Ergebenheit an mich sie mir zu erkennen gab, abgerufen zu sein. Es war ein seltsames und in seiner Art ganz neues Gefühl, mit welchem ich diese jungen Freunde entliess; nach *Alwine Frommann* und *Werder*, aus der Zeit des «fliegenden Holländer's», traf ich hier zum ersten Male wieder auf diesen wie aus längst vertrauter Ferne zu mir dringenden sympathischen Ton, welcher sonst nie aus der Nähe selbst sich mir vernehmen liess. Den jungen *Ritter* lud ich ein, mich nach Belieben zu besuchen, und zu Zeiten mich auf meinen Spaziergängen zu begleiten. Seine ausserordentliche Schüchternheit schien ihn jedoch soweit hiervon abzuhalten, dass ich nur höchst selten ihn bei mir gesehen zu haben mich erinnere. Mehrmals erschien er jedoch sodann mit *Hans von Bülow*, mit dem er genauer befreundet worden war, und welcher bereits die Leipziger Universität als Studiosus juris bezogen hatte. Bei diesem, weit gesprächiger und fliessender sich mittheilenden, jungen Manne gab

eine gleich warme und innige Ergebenheit an mich sich deutlicher und zur Erwiederung veranlassender zu erkennen. An dem letzteren gewahrte ich zuerst die lautsprechenden Abzeichen des nun eingetretenen politischen Enthusiasmus. An seinem, wie an seines Vaters Hute, prangte mir die schwarz-roth-goldene Cocarde entgegen.

Hatte ich überhaupt nach der letzten Vollendung des «Lohengrin» nun Musse, mich etwas nach der Strömung der Ereignisse umzusehen, so konnte ich die lebhafte Gährung, in welche die deutsche Idee und die an ihre Verwirklichung geknüpften Hoffnungen Alles versetzt hatte, nicht länger mehr meiner eigenen, theilnehmenden Empfindung fern halten. Wohl war ich, namentlich durch meinen älteren Freund *Franck* für politisches Urtheil bereits genügend geschult, um mit so Manchem eine erspriessliche Wirksamkeit des nun sich versammelnden deutschen Parlamentes zu bezweifeln; dennoch übte die, wenn auch unklare, doch zuversichtliche allgemeine Stimmung, der überall sich kundgebende Glaube an die Unmöglichkeit einer Rückkehr in die alten Zustände, auf mich ihren unvermeidlichen Einfluss aus. Nur wollte ich statt Reden Thaten, und zwar solche Thaten, durch welche unsere Fürsten unwiderruflich mit ihren alten, dem deutschen Gemeinwesen so hinderlichen Tendenzen brechen sollten. In diesem Sinne begeisterte ich mich sogar zu einem populär-poetischen Aufruf an die deutschen Fürsten und Völker zu einem grossen kriegerischen Unternehmen gegen Russland, da von dorther zuletzt der Druck auf die deutsche Politik ausgeübt schien, welcher namentlich die Fürsten ihren Völkern so verhängnissvoll entfremdet hatte. Eine Strophe lautete:

«Der alte Kampf ist's gegen Osten,
Der heute wiederkehrt:
Dem Volke soll das Schwert nicht rosten,
Das Freiheit sich begehrt.»

Da ich gar keine Verbindung mit politischen Zeitschriften hatte, und ich zufällig erfuhr, dass *Berthold Auerbach* in Mannheim, wo damals die Wogen ziemlich hoch gingen, auf einer derselben sich hatte blicken lassen, so schickte ich an diesen mein Gedicht, mit der Bitte, damit zu thun, was er für gut hielt. Ich habe nie etwas davon gehört, noch gesehen.

Während nun das Frankfurter Parlamentiren losging, und man nicht wohl ersah, wozu dieses gewaltige Reden der allermachtlosesten Menschen führen sollte, machte es einen grossen Eindruck auf mich, von der Haltung der Wiener Bevölkerung, unter der Anführung der

dort so unerwartet mächtig sich gebahrenden akademischen Legion, zu vernehmen, als eben da, im Monat Mai dieses Jahres, ein erster Reaktionsversuch, wie er bereits in Neapel geglückt war, und in Paris unentschieden blieb, mit siegreicher Energie zurückgewiesen wurde. Da ich so weit war, in Volkssachen wenig auf Vernunft und Weisheit, dagegen einzig etwas auf die wirkliche Aktionskraft, wie sie nur die Begeisterung oder das unabweisbarste Bedürfniss gebähren kann, zu geben, so erfasste ich diese Wiener Auftritte, welche, da ich namentlich die gebildetere Jugend mit dem eigentlichen Arbeiterstande gleichmässig dabei betheiligt sah, mit besonderer Wärme, und verwehrte es mir nicht, dieser in einem ebenfalls populär-poetischen Anruf einen Ausdruck zu geben. Diesen sandte ich an die Redaktion der «Oesterreichischen Zeitung», welche auch wirklich, mit meiner vollen Namensunterschrift, es in deren Spalten abdrucken liess.

Nun hatten sich denn auch in Dresden, in Folge des grossen Umschwunges der Dinge, zwei politische Vereine gebildet: der erste nannte sich «deutscher Verein»; in seinem Programm vertrat er die «constitutionnelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage.» Von der Ungefährlichkeit seiner Tendenz zeugten alsbald die Namen seiner hauptsächlichsten Begründer, unter welchen sich, bei aller breiten demokratischen Grundlage, Freund *Eduard Devrient* und Professor *Rietschel* laut und mannhaft befanden. Dieser Verein, in welchen sich Alles unterzubringen versuchte, was von der Furcht vor der wirklichen Revolution sich getrieben fühlte, rief als seinen Gegensatz einen zweiten, sich «Vaterlands-Verein» nennenden, hervor. In diesem schien nun die «demokratische Grundlage» die Hauptrolle, und die «constitutionnelle Monarchie» nur den nöthigen Deckmantel abgeben zu sollen.

Röckel warb leidenschaftlich für diesen letzteren, da er alles Vertrauen in die «Monarchie» verloren zu haben schien. Es ging dem armen Menschen schlecht genug. Schon längst hatte er jede Hoffnung aufgegeben, in seiner musikalischen Laufbahn sich zu einigem Wohlergehen aufzuschwingen; seine Musikdirektorei war für ihn zum reinen Frohndienst geworden, welcher leider sich so gering lohnte, dass er mit seiner alljährlich anwachsenden Familie unmöglich sich vom Ertrag seiner Stelle erhalten konnte: gegen das Unterrichtgeben, welches in Dresden bei den vielen vermögenden Fremden sich ziemlich lohnte, behielt er in alle Zeiten eine unüberwindliche Abneigung. So schleppte er sich elendiglich im Schuldenmachen dahin, und ersah seit längerer Zeit keine Hülfe für seine Lage als Familienvater, als durch eine Aus-

wanderung nach Amerika, wo er, als *Farmer* selbst vom Naturzustande beginnend, durch seiner Hände Arbeit und seinen erfindungsreichen Kopf, wenn auch mühsam, doch sicher sich und den Seinigen eine bürgerliche Zukunft gründen zu können vermeinte. Auf unseren Spaziergängen unterhielt er mich seit den letzten Jahren bereits fast einzig mit der Ausbeute seiner Lektüre von volkswirthschaftlichen Büchern, deren Lehren er mit Eifer auf die Verbesserung seiner verschuldeten Lage anwendete. So traf ihn die Bewegung des Jahres 1848, in welcher er sich sogleich zu der äussersten, von Paris aus sich drohend bemerklich machenden sozialistischen Seite wendete. Jeder, der ihn kannte, war nun im höchsten Grade über die scheinbar grosse Veränderung verwundert, welche so plötzlich mit ihm vorgegangen, da er erklärte, er habe nun seinen eigentlichen Beruf erkennen gelernt, nämlich den des «Wühlers». Seine Suada, mit der er sich allerdings nie auf die Rednerbühne getraute, entwickelte sich im Privatumgang zu einer betäubenden Energie. Ihm war mit keiner Einwendung beizukommen, und wen er nicht hinzureissen vermochte, den stiess er auf das Unwiederbringlichste ab. Unter der grossen Aufregung durch die Probleme, welche ihn Tag und Nacht beschäftigten, schärfte sich sein Verstand zu der schneidendsten Fähigkeit zur Widerlegung für jeden banalen Einwand, so dass er plötzlich wie der Prediger in der Wüste dastand. Auf jedem Gebiete war er sogleich zu Hause. Der Vaterlandsverein hatte einen Ausschuss zur Ausarbeitung eines Entwurfes einer Vorlage über Volksbewaffnung erwählt; zu diesem wurden ausser *Röckel* und einigen Vollblutdemokraten, auch militärische Sachverständige hinzugezogen, unter welchen sich mein älterer Freund, der ehemalige Bräutigam der *Schröder-Devrient* und Gardelieutenant *Hermann Müller*, befand. Er und ein zweiter Offizier, Namens *Zichlinsky*, waren die einzigen der sächsischen Armee Angehörigen, welche sich der politischen Bewegung anschlossen. An den Sitzungen dieses Ausschusses betheiligte ich mich selbst, wie bei allen diesen Dingen, als Kunstfreund. So viel ich mich entsinne, enthielt die Ausarbeitung dieses endlich zum Druck beförderten Entwurfes wirklich eine sehr gesunde, wenn auch unter den stets fortbestehenden politischen Verhältnissen gewiss unausführbare Grundlage einer wahrhaften Volkswehrverfassung.

Ich selbst fand immer mehr Anregung, über die alle Welt beschäftigenden politischen und endlich sozialen Fragen mich ebenfalls, und allmählich mit wachsendem Eifer vernehmen zu lassen, als ich der schrecklichen Seichtigkeit und aus den abgedroschensten Phrasen zusammen-

gesetzten Beredsamkeit der Wortführer dieser Zeit bei Versammlungen, und überhaupt im persönlichen Umgange, inne ward. Durfte ich annehmen, dass sehr unterrichtete Kenner dieser Dinge, so lange eben dieses sinnlose Durcheinander an der Tagesordnung war, sich von jeder Kundgebung zurückhielten (wie ich diess zu meinem offen ihm ausgesprochenen Leidwesen an *Hermann Franck* wahrnahm), so fühlte ich mich, sobald eben die Gelegenheit dazu lebhaft an mich herantrat, im Gegentheil nun getrieben, nach meinem Ermessen davon, den wesentlichen Inhalt jener Fragen und Probleme zu discutiren. Natürlich spielten hierbei die Tagesblätter eine schrecklich aufregende Hauptrolle. Der Vaterlandsverein, den ich nur gelegentlich, wie um ein Schauspiel zu beobachten, als er in einem öffentlichen Garten tagte, besuchte, hatte als Thema der Vorträge seiner Redner die Untersuchung der Frage: ob Republik oder Monarchie? auf die Tagesordnung gebracht. Mich erstaunte es nun, zu hören und zu lesen, mit welcher unglaublichen Trivialität es dabei herging, und bei Allen es nur darauf hinauslief, zu erklären, dass allerdings die Republik das Beste sei, man sich indessen aber die Monarchie, wenn sie sich gut aufführe, zur Noth noch gefallen lassen könne. Diess veranlasste mich, in Folge mancherlei hitziger Besprechungen hierüber, meine eigene Ansicht über diesen Punkt in einem Aufsatze niederzulegen, welchen ich im «Dresdener Anzeiger», jedoch ohne meine Namensunterschrift, veröffentlichte. Es lag mir hierbei daran, die Aufmerksamkeit der Wenigen, welche es hiemit ernst meinen konnten, von der äusserlichen Form der Staatseinrichtungen auf den Gehalt derselben hinzulenken. Nachdem ich alle, meinem Bedünken sich darstellenden Bedürfnisse und Nöthigungen zur Vervollkommnung der staatlichen und socialen Verhältnisse bis in die idealsten Consequenzen verfolgt und bezeichnet hatte, frug ich, ob diess nicht alles mit einem Könige an der Spitze des Staates auszuführen sei, und verlor mich nun so weit, diesen gedachten König selbst in dem Sinne vorzuführen, dass eben ihm am allermeisten, für die Erreichung seiner eigenen höchsten Zwecke, daran gelegen sein müsse, ein wirklich republikanisch geordnetes Staatswesen zu verwalten zu haben. Allerdings glaubte ich diesem Könige anempfehlen zu müssen, zu seinem Volke in eine vertraulichere Stellung zu treten, als diess ihm durch den Dunst seiner Hofathmosphäre, und die einzig ihm nahe adelige Umgebung möglich sei. Den König von Sachsen bezeichnete ich schliesslich als vom Schicksal auserkoren, in dem von mir gedachten Sinne den übrigen Fürsten Deutschlands mit dem richtigen Beispiele voranzugehen. —

Röckel hielt diesen Artikel für eine wahre Inspiration des Engels der Versöhnung, und da er befürchtete, er werde an seinem Orte viel zu wenig beachtet und beherzigt werden, drang er in mich, in der nächsten Versammlung des Vaterlands-Vereins, da er namentlich auf meinen mündlichen Vortrag grosse Stücke hielt, denselben öffentlich vorzulesen. Durchaus ungewiss, ob ich mich hierzu entscheiden können würde, besuchte ich doch jene Versammlung, und nun war es allerdings das unausstehliche Gesalbader der Reden eines Advokaten *Blöde* und eines Kürschnermeisters *Klette*, welche damals Dresden als einen Demosthenes und Kleon zugleich verehrte, was mir den leidenschaftlichen Entschluss eingab, mich auf der wunderlichen Tribüne mit meinem Blatte einzufinden, und es ungefähr 3000 Menschen mit energischer Betonung vorzulesen.

Der Erfolg hiervon war ganz erschrecklich. Von der Rede des k. Kapellmeisters schien in dem Gedächtniss der erstaunten Zuhörerschaft nichts zu haften, als meine gelegentliche Auslassung gegen die Schranzen des k. Hofes. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem unglaublichen Vorfall. Andern Tages hielt ich eine Probe von «Rienzi», welcher am folgenden Abend gegeben werden sollte; ich wurde von manchen Seiten beglückwünscht über meine aufopferungsvolle Kühnheit: der Orchesterdiener *Eisolt* meldete mir jedoch am Tage der projektirten Aufführung, dass diese abgeändert sei, und gab mir zu verstehen, es habe eine Bewandniss. Wirklich war das schreckliche Aufsehen, welches ich erregt, so gross geworden, dass von Seiten der Direktion bei einer Aufführung des «Rienzi» die unerhörtesten Demonstrationen befürchtet wurden. Jetzt brach denn auch in den Tageblättern ein wahrer Hagel von Verwünschung und Verspottung los, mit welchem man von allen Seiten über mich herfiel, so dass an eine Abwehr gar nicht zu denken war. Sogar die sächsische Communal-Garde hatte ich beleidigt, und ward von dem Commandanten derselben zu einer Ehren-Erklärung aufgefordert. Die unerbittlichsten Feinde, deren Verfolgungen ich bis heutigen Tages ausgesetzt geblieben bin, hatte ich mir aber an den Beamten des Hofes, und namentlich der niederen Regionen derselben, zugezogen. Ich erfuhr, dass sie unausgesetzt, soweit sie dahin gelangen konnten, den König und schliesslich den Intendanten bestürmten, mich sofort aus dem Dienste zu jagen. Ich hielt es desshalb für nöthig, an den Monarchen selbst mit einem Schreiben mich zu wenden, um ihm meine Handlungsweise zwar in dem Licht der begangenen Unbesonnenheit, nicht aber in dem einer sträflichen Handlung

zu zeigen. Diesen Brief übersandte ich an Herrn *v. Lüttichau*, mit der Bitte, ihn an den König gelangen zu lassen, zugleich auch mir einen kurzen Urlaub zu erwirken, um durch einige Entfernung von Dresden der ärgerlichen Aufregung Zeit zur Beruhigung zu lassen. Das auffallende, wahrhaft freundlich besorgte Wohlwollen, welches Herr *v. Lüttichau* mir bei dieser Gelegenheit zeigte, machte auf mich einen nicht unbedeutenden Eindruck, den ich vor ihm keineswegs zu verbergen mich bemühte. Da nun aber im späteren Verlaufe doch einmal die jetzt eben nur verhaltene Wuth über Manches, noch dazu in meinem Aufsatze gänzlich von ihm Missverstandene, aus ihm losbrach, erkannte ich hieran wohl, dass es nicht die Humanität dieses Mannes gewesen war, welche damals so versöhnlich zu mir sprach, sondern vielmehr der Wille des Königs selbst, über welchen ich genau dahin berichtet wurde, dass er, als jene Bestürmungen, und selbst von Herrn *v. Lüttichau* befürworteten Zumuthungen, mich zu bestrafen, an ihn gelangten, mit grösster Bestimmtheit geboten hatte, kein Wort mehr in dieser Angelegenheit an ihn zu richten. Ich glaubte mir nach dieser sehr erhebenden Erfahrung damit schmeicheln zu dürfen, dass der König sowohl meinen Brief, als selbst auch jenen Aufsatz besser, als so sehr viele Andere, verstanden hatte.

Für jetzt (es war im Beginn des Monats Juli) beschloss ich, den mir gewährten kleinen Urlaub, um mich zu zerstreuen, zu einem Ausflug nach Wien zu benützen. Ich reiste dazu über *Breslau*, wo ich den Musikdirektor *Mosewius*, einen alten Freund meiner Familie, aufsuchte, um in seinem Hause einen Abend in lebhafter Unterhaltung, die leider von der politischen Aufregung des Tages nicht frei blieb, zu verbringen. Am Meisten interessirte mich seine ungemein reiche, wenn ich nicht irre, sogar vollständige Sammlung der *Sebastian Bach'*schen Cantaten in vorzüglichen Abschriften. Auch viele drollige und kräftige Musiker-Anekdoten, welche er mit einem ihm besonders eigenthümlichen Humor mittheilte, blieben mir lange Zeit erheiternd in der Erinnerung. Als *Mosewius* im Verlaufe des Sommers mir in Dresden einen Gegenbesuch machte, und ich ihm einen Theil des ersten Aktes von «Lohengrin» am Klavier vorführte, äusserte er ein mir wohlthätiges, wahrhaftes Erstaunen über diese Conception. In späteren Jahren vernahm ich wieder, er habe sich auch nachtheilig und spöttisch über mich ausgelassen, ohne dadurch zu weiterem Nachsinnen weder über die Wahrheit dieser Berichte, noch über den wahren Charakter dieses Mannes veranlasst zu werden, da ich überhaupt an manches Unbegreifliche

mich immer mehr zu gewöhnen hatte. — In *Wien* suchte ich zunächst den Professor *Fischhof* auf, von welchem ich wusste, dass er ebenfalls bedeutende Handschriften, namentlich auch von *Beethoven*, verwahre: von diesen letztern fesselte mich besonders das Original der Sonate in C-moll, opus 111. Von meinem etwas trocken gefundenen neuen Freunde gelangte ich noch zur Bekanntschaft mit Herrn *Vesque von Püttlingen*, welcher sich, als Componist einer von uns auch in Dresden aufgeführten Oper («Jeanne d'Arc») von grosser Trivialität, mit vorsichtigem Geschmack von *Beethoven*'s Namen nur den «Hoven» zugelegt hatte. Wir waren eines Tags bei ihm zum Dîner, und ich lernte in ihm einen ehemaligen vertrauten Beamten des Fürsten Metternich kennen, welcher jetzt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande, vollkommen überzeugt wie es schien, der Strömung der Zeit folgte. — Eine interessante Bekanntschaft knüpfte ich mit dem russischen Staatsrath und Attaché der russischen Gesandtschaft in Wien, Herrn *v. Fonton*, an. In *Fischhof*'s Gesellschaft traf ich wiederholt, auch zu Ausflügen in die Umgegend, mit diesem Manne zusammen: es war mir interessant, hier zum ersten Male auf einen hart geschulten Bekenner derjenigen pessimistischen Weltansicht zu stossen, welche schliesslich im consequenten Despotismus die Gewährleistung für eine einzig erträgliche Ordnung der Dinge findet. Nicht ohne Interesse, und gewiss auch nicht ohne Geist (er rühmte sich, in den aufgeklärtesten Schulen der Schweiz seine Bildung genossen zu haben) hörte er meinen enthusiastischen Darstellungen des mir vorschwebenden, zu grossem und entscheidendem Einfluss auf die menschliche Gesellschaft bestimmten Kunstideales an. Da er zugeben musste, dass die Verwirklichung desselben der Kraft des Despotismus nicht beschieden sein könnte, und er somit für meine Bestrebungen keinen Lohn vorauszusehen vermochte, thauete er doch schliesslich beim Champagner zu der humanen Gemüthlichkeit auf, mir die besten Erfolge zu wünschen. — Ich erfuhr späterhin, dass dieser Mann, von dessen Talent und energischem Charakter ich mir damals eine nicht unbedeutende Vorstellung machte, in ziemlich misslicher Lage verschollen ist.

Wie ich nun aber nie ganz ohne ein ernstlicheres Vorhaben irgend etwas unternahm, so hatte ich auch mit meinem Ausfluge nach Wien sogleich den Versuch in das Auge gefasst, meinen Ideen für Reform des Theaters wirksamen Eingang zu verschaffen. Wien, welches damals fünf Theater von genau unterschiedenem Charakter besass, die um jene Zeit sich elend dahinschleppten, schien mir einen besonders

günstigen Boden zu bieten. Ich hatte schnell einen Entwurf ausgearbeitet, nach welchem diese verschiedenen Theater eine Art von Föderativ-Verfassung erhalten, und unter eine sowohl von den aktiven Mitgliedern derselben, als den für sie thätigen litterarischen Kräften gebildete Verwaltung gestellt werden sollten. Ich erkundigte mich nun nach denjenigen, diesem Falle einigermassen nahestehenden, Capacitäten, welchen ich diesen Plan vorlegen könnte. Ausser Herrn *Friedrich Uhl*, mit welchem ich von Anfang herein durch *Fischhof* bekannt geworden war, und welcher mir recht thätig zur Seite ging, nannte man mir noch einen Herrn *Franck* (ich vermuthe, es war derselbe, welcher später ein grösseres episches Gedicht «Tannhäuser» veröffentlichte) und einen Herrn Dr. *Pacher*, einen mir mit der Zeit nicht eben sehr rühmlich bekannt gewordenen Rabulisten und Agenten *Meyerbeer's*. Der Anziehendste und jedenfalls Bedeutendste der von mir Auserwählten, welche ich eines Tages zu einer Conferenz in *Fischhof's* Wohnung versammelte, war jedenfalls Dr. *Becher*, ein leidenschaftlicher, vielseitig gebildeter Mann, welcher auf meinen vorgelesenen Entwurf einzig auch mit wahrem Ernste, wenn auch nicht mit glaubenvoller Zustimmung, einging. Ich nahm an ihm eine gewisse Zerrissenheit und Heftigkeit wahr, davon der Eindruck mir nach wenigen Monaten bedeutungsvoll zurückkehrte, als ich von seinem Tode durch Erschiessung als rebellischer Theilnehmer des Wiener Oktober-Aufstandes erfuhr. Jedenfalls hatte ich für jetzt eben nur die Genugthuung, meinen Theaterreform-Plan einigen aufmerksamen Zuhörern vorgelesen zu haben. Es schien Allen im Bewusstsein zu liegen, dass zur Erfassung so friedlicher Reform-Tendenzen jetzt nicht die Zeit sei. — Dagegen glaubte mir *Uhl* einen Begriff von dem, was gegenwärtig die Köpfe der Wiener errege, geben zu müssen, als er mich eines Abends in einen politischen Klubb von vorgerücktester Tendenz führte. Ich hörte da einen Herrn *Sigismund Engländer* sprechen, welcher einige Zeit darauf sich auch in politischen Monatsschriften auffallend vernehmen liess: die Ungenirtheit, mit welcher er und Andere über die gefürchtetsten Personen der öffentlichen Macht in Oesterreich sich an diesem Abend vernehmen liessen, setzte mich fast ebenso in Erstaunen, als die Seichtigkeit der dabei zu Tage tretenden politischen Meinungen. — Einen sehr sanften Eindruck machte mir dagegen Herr *Grillparzer*, dessen Name mir aus meinen frühesten Knabenjahren, von der «Ahnfrau» her, wie eine Fabel in der Erinnerung war, und welchen ich ebenfalls in Theaterreform-Angelegenheiten aufsuchte. Es schien ihn nicht unfreundlich zu berühren, von dem, was ich ihm vorbrachte, zu hören; nur suchte

er auch das Befremden nicht zu verbergen, welches ihm meine unmittelbaren Bestrebungen, und sogar an ihn gerichteten Zumuthungen, einflössten. Er war der erste Theaterdichter, welchen ich in einer Beamten-Uniform gesehen habe.

Nachdem ich auch Herrn *Bauernfeld* in ähnlicher Angelegenheit einen vergeblichen Besuch abgestattet, hielt ich für diesmal Wien für abgethan, und gab mich schliesslich nur noch dem seltsam anregenden Eindrucke des um diese Zeit so sehr in seiner Kundgebung umgestimmten öffentlichen Lebens der bunten Bevölkerung desselben hin. Hatte mich schon die stets die Strassen geschäftig erfüllende «akademische Legion» durch die ungemeine Prägnanz, in welcher an ihr die deutschen Farben zum Vorschein kamen, anregend unterhalten, so ward ich von der gleichen Wirkung endlich sogar belustigt, als ich in den Theatern selbst das Gefrorne von schwarz-roth-gold gekleideter Bedienung serviren sah. Im «Karltheater» der Leopoldstadt sah ich eine neue Posse *Nestroy's*, in welcher sogar der Fürst *Metternich* vorkam, und auf die an ihn gerichtete Frage, ob er den Herzog von *Reichstadt* vergiftet hätte, als entlarvter Sünder hinter die Coulissen floh. Im Ganzen erweckte die Physiognomie der sonst nur vergnügungssüchtigen Kaiserstadt den Eindruck einer jugendlich kräftigen Zuversicht auf sich, welcher Eindruck mir kurze Zeit darauf zurückkehrte, als ich in den verhängnissvollen Oktobertagen von der energischen Theilnahme der jugendlichen Bevölkerung an der Vertheidigung gegen die Truppen des Fürsten *Windischgrätz* vernahm.

Auf der Rückreise von dort berührte ich *Prag*, wo ich meinen alten Freund *Kittl*, bei ausserordentlich zugenommener Korpulenz, noch im krampfhaftesten Schrecken über die dort erlebten tumultuarischen Ereignisse antraf. Er schien der Meinung zu sein, dass die Auflehnung der *tschechischen* Partei gegen die österreichische Herrschaft ihm ganz persönlich gegolten habe, und namentlich glaubte er sich den Vorwurf machen zu müssen, dass er andrerseits durch seine Composition jenes Operntextes der «Franzosen vor Nizza» von mir, aus welcher eine Art von revolutionärer Arie sehr populär geworden sein sollte, die schreckliche Bewegung jener Zeit besonders angefeuert hätte. — Zu meinem Vergnügen traf ich auf der Rückreise mit dem Dampfschiff den Bildhauer *Hänel* als Gefährten an. Er hatte soeben mit dem Grafen *Albert Nostitz*, welcher ebenfalls mit uns fuhr, seine Geschäfte in Betreff der von ihm gelieferten Statue des Kaiser's Karl IV. beendigt, und war in der heitersten Laune, da ihm, wie er mir bekannte, der höchst missliche Stand des österreichischen Papiergeldes einen ungemein gewinn-

reichen Umsatz seines, dem Vertrag gemäss in Silber empfangenen Honorars gestattete. Es freute mich, ihn dadurch bis zu der Vorurtheilslosigkeit zuversichtlich gestimmt zu sehen, dass er nach unserer Ankunft in Dresden den ziemlich weiten Weg vom Landungsplatze des Dampfschiffes bis in unsere Wohnung im offenen Fiaker in meiner Gesellschaft zurücklegte, trotzdem er sehr gut wusste, welch schreckliches und bedenkliches Aufsehen ich wenige Wochen zuvor am Orte erregt hatte.

Hier schien in der Oeffentlichkeit der Sturm bereits gänzlich sich gelegt zu haben; ich trat in meine gewohnte Funktion und Lebensweise ohne weitere Störung wieder ein. Leider lebten aber auch meine alten Sorgen und Beklemmungen wieder auf: ich hatte Geld zu schaffen, und wusste nicht woher. So sah ich mir denn nun den im vergangenen Winter mir schriftlich mitgetheilten Bescheid auf meine Eingabe um Gehaltserhöhung, welchen ich, bereits durch die Modificationen desselben so heftig angewidert, ungelesen gelassen hatte, zu gründlicherer Kenntnissnahme genauer an. War ich nun bisher der Meinung gewesen, es sei mir von Herrn *von Lüttichau* die erbetene Gehaltszulage, in der immerhin demüthigenden Form einer alljährlich auszuzahlenden Gratification, erwirkt worden, so ersah ich jetzt zu wahrhaft entsetzlicher Beschämung, dass damals eben nur von dieser einmaligen Gratification, keineswegs aber von einer alljährlichen Wiederholung derselben die Rede gewesen war. Ich befand mich bei dieser Erkenntniss nun in dem unverbesserlichen Nachtheile, mit einer Remonstration, wenn ich sie jetzt vornahm, viel zu spät zu kommen, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als schweigend mich der so beispiellos schlecht bezahlten Schmach zu fügen. Wandelte sich jedoch hierdurch meine Stimmung gegen Herrn *von Lüttichau*, welche kurz zuvor in Betracht seines vermeintlich guten Benehmens während des letzten Sturmes sich etwas aufgehellt hatte, in bedenklicher Weise um, so erhielt ich bald noch neuen Grund, selbst in dieser letzten Angelegenheit meine günstigen Annahmen in einer Weise zu berichtigen, welche mich schliesslich unveränderlich gegen jenen erbitterte. Er hatte mir nämlich berichtet, die Mitglieder der k. Kapelle hätten sich durch eine Deputation an ihn um meine Entlassung gewendet, da sie es für ehrenrührig hielten, unter einem politisch so arg kompromittirten Kapellmeister ferner zu dienen, worauf er sie gehörig verweisen und zur Ruhe habe bringen müssen. Alles diess hatte mir *Lüttichau* in eben dem günstigen Lichte gezeigt, welches mich ihm neuerdings gewogen gemacht hatte. Nun erfuhr ich

aber gelegentlich durch die Kapellmitglieder, da es hierüber zu einer Auseinandersetzung kam, dass es hiermit eine fast vollkommen entgegengesetzte Bewandniss gehabt hatte. Von verschiedenen Seiten des Hofbeamtenstandes nämlich waren die Mitglieder der k. Kapelle auf das eifrigste zu einem ähnlichen Akte aufgefordert, und ihnen mit der Ungnade des Königs und dem Verdachte übler Gesinnung gedroht worden. Gegen diese Machinationen nun, und um vor möglichen schlimmen Folgen derselben sich zu sichern, wenn man eben den geforderten Schritt *nicht* thäte, hatten die Musiker durch eine Deputation sich an ihren Chef gewendet, um ihm zugleich die Erklärung abzugeben, dass sie als künstlerische Korporation sich keineswegs berufen fühlten, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen. So schwand mir denn der letzte Heiligenschein, mit dem meine alte Anhänglichkeit an ihn Herrn *von Lüttichau* umgeben hatte, und namentlich war es das Gefühl der Beschämung, seinem hinterhaltigen Benehmen gegenüber mich herzlich erregt zu haben, welches mich nun wirklich für immer feindselig gegen diesen Mann einnahm. Mehr als die erlittenen Beleidigungen, bestimmte mich hierbei aber die Erkenntniss meiner vollständigen Unfähigkeit, je noch auf diesen Mann in einer meinen Wünschen für das Emporkommen des Theaters dienlichen Weise einen Einfluss ausüben zu können. Die blosse Aufrechthaltung meiner Anstellung als Kapellmeister, noch dazu bei so ausserordentlich dürftiger und geschmälerter Besoldung, musste mir daher natürlicher Weise immer weniger als berücksichtigenswerth erscheinen. Von jetzt an folgte ich in meiner Beibehaltung dieser Kapellmeisterstelle nur noch den gemeinsten Nöthigungen einer zufälligen unglücklichen Lage. Ich that nichts, um dieselbe zu verschlimmern, aber auch nicht das mindeste, was ihr eine Dauer hätte versichern können.

Zu allernächst hatte ich meinen so übel getäuschten Hoffnungen auf eine Verbesserung meines Einkommens in jeder erdenklichen Weise nachzuhelfen. Ich gerieth auf den Gedanken, mit *Liszt* hierüber mich zu besprechen, und von ihm Vorschläge zur Abhülfe meiner bedrängten Lage mir zu erbitten. — Kurz nach den verhängnissvollen Märztagen, und wenige Zeit vor der Vollendung meiner Lohengrin-Partitur, war er zu meiner freudigsten Ueberraschung eines Tages in mein Zimmer getreten. Er kam damals von Wien, wo er den Barrikaden-Tagen beigewohnt hatte, und begab sich nach Weimar zur dauernden Niederlassung. Wir hatten damals gemeinschaftlich einen Abend bei *Schumann* zugebracht; dort war musizirt, und schliesslich disputirt worden, was

bei einer stark prononcirten Meinungsverschiedenheit *Liszt's* und *Schumann's* über *Mendelssohn* und *Meyerbeer* zu einer völligen Erbosung *Schumann's* geführt hatte, bei welcher Gelegenheit wir gegenüber dem Wirthe, welcher sich für längere Zeit wüthend in seine Schlafkammer zurückzog, in eine sonderbare, in der Unterhaltung auf dem Heimwege uns aber sehr belustigende Verlegenheit gerathen waren. Ich habe selten *Liszt* so ausgelassen aufgeräumt gesehen, als in dieser Nacht, wo er mich und den Konzertmeister *Schubert*, bei empfindlicher Kälte nur im ordinären Frack gekleidet, abwechselnd von Einem zum Andern nach Hause begleitete. Ich benutzte jetzt einige freie Tage des August zu einem Ausfluge nach Weimar, wo ich *Liszt*, unter den bekannten ausserordentlichen Verhältnissen und Beziehungen zum Grossherzog, für dauernd angesiedelt fand. Vermochte er mir auch in meiner Angelegenheit nicht anders, als durch eine schliesslich als erfolglos sich erweisende Empfehlung zur Hülfe zu kommen, so blieb doch die ganze, ebenso herzliche als grossartig anregende Begegnung bei diesem flüchtigen Zusammensein nicht ohne wohlthätigen und ermuthigenden Eindruck auf mich. — Nach Dresden zurückgekehrt, streckte ich mich, so gut es ging, nach meiner Decke, und griff, da jedes andere Mittel mir zu helfen versagte, zu der Auskunft, meinen noch übrigen, in Wahrheit befreundeten Gläubigern in einem gemeinschaftlich an sie gerichteten Schreiben meine Lage aufrichtig mitzutheilen, und sie zu bedeuten, auf unbestimmte Zeit von ihren Forderungen abzustehen, bis einmal die Wendung einträte, ohne welche ich allerdings nie in den Stand gelangen könnte, sie zu befriedigen. Jedenfalls würden sie durch eine solche Erklärung den von mir nicht ohne Grund vermutheten, feindseligen Absichten meines Generaldirektors entgegentreten, welcher aus einem gegentheiligen Benehmen meiner Gläubiger begierig den Vorwand zu den übelsten Schritten gegen mich entnehmen würde. Ohne Zögern wurde diese Erklärung mir gegeben; mein Freund *Pusinelli*, und meine alte mütterliche Bekannte, Frau *Klepperbein*, bekannten sich sogar bereit, vollständig auf die Wiedererstattung ihrer Darlehen zu verzichten. So einigermassen beruhigt, und gegen Herrn *von Lüttichau* betreffs meiner Stellung in der Weise versichert, dass ich es meinem Belieben überlassen konnte, ob und wann ich sie gänzlich aufgeben würde, fuhr ich nun in der strikten Ausübung meiner Kapellmeisterbesorgungen gelassen fort, und nahm vor allem mit grossem Eifer meine nun immer weiter mich tragenden Studien auf.

Von diesem Standpunkte aus sah ich nun der wunderlichen Ent-

wickelung des Schicksales meines Freundes *Röckel* zu. Da jeder Tag ein neues Gerücht über bevorstehende reaktionäre Staatsstreiche und ähnliche Gewaltsamkeiten brachte, glaubte *Röckel* dem vorbeugen zu müssen, und arbeitete zu diesem Zweck einen ausführlich motivirten Aufruf an die Soldaten der sächsischen Armee aus, liess denselben drucken und in zahllosen Exemplaren verbreiten. Dieser Akt erschien der Staatsanwaltschaft zu flagrant; *Röckel* wurde eingezogen, und verbrachte drei Tage, bis durch den Advokaten *Minkwitz* die erforderliche Kaution von 1000 Thalern für ihn gestellt wurde, in der Frohnfeste, während der Prozess auf Hochverrath gegen ihn eingeleitet wurde. Seine Rückkehr in seine Wohnung zu seiner höchst beängstigten Frau und Familie wurde durch eine kleine Strassenfestlichkeit, welche der Vorstand des Vaterlands-Vereines veranlasst hatte, und bei welcher der Befreite in offener Rede als Kämpfer für die Sache des Volkes begrüsst wurde, gefeiert. Von Seiten der Generaldirektion des Hoftheaters erhielt er dagegen, nach einer bereits provisorischen Suspension, seine definitive Entlassung angezeigt. Nun liess sich *Röckel* sogleich von allen Seiten einen langen Bart wachsen, begann die Herausgabe eines nur von ihm redigirten Volksblattes, dessen Erfolg, wie er voraussetzen musste, ihn zugleich für den ausfallenden Musikdirektor-Gehalt entschädigen sollte, und bestellte sich zunächst sogleich ein Expeditions-Lokal für seine Unternehmung in der Brüdergasse. Dieses Blatt lenkte wirklich vielseitig die Blicke auf seinen Verfasser, und zeigte dessen Begabung in einem ganz neuen Lichte. Er verlor sich nie in Dunst und Wortmalerei, sondern beschränkte sich stets auf unmittelbar vorliegende, das gemeine Interesse berührende Fragen, von deren wirklich ruhiger und nüchterner Besprechung er erst zu weiteren Folgerungen auf die mit ihnen zusammenhängenden höheren Interessen hinleitete. Die einzelnen Artikel selbst waren kurz, und enthielten nie etwas Unnöthiges; dabei waren sie so klar gefasst, dass sie dem ungebildetsten Verstande sich belehrend und überzeugend mittheilten. Indem er hierbei immer auf das Wesentliche der Dinge, und nie auf die formelle Umschreibung derselben, durch welche in der Politik so grosse Verwirrung bei der ungebildeten Masse hervorgebracht wird, ausging, gewann er sich bald unter Gebildeten wie Ungebildeten eine nicht geringe Leser-Anzahl. Nur war der Preis des wöchentlich einmal erscheinenden Blättchens zu gering, um ihm einen entsprechenden Gewinn abzuwerfen. Andrerseits musste man ihm voraussagen, dass die Reaktion, käme sie je wieder auf, ihm unmöglich diese Volksblätter verzeihen werde. Sein jüngerer Bruder *Eduard*, welcher um diese Zeit zum

Besuch in Dresden war, erklärte sich bestimmt, eine ihm zwar widerwärtige, aber ziemlich einträgliche Klavierlehrerstelle in England anzunehmen, um so in den Stand gesetzt zu werden, *Röckel's* Familie erhalten zu können, wenn er, wie voraussichtlich, im Zuchthaus oder gar am Galgen seinen Lohn gefunden haben würde. Da ihn seine übrigen Verbindungen mit allerhand Vereinen ausserordentlich in Beschlag nahmen, beschränkte sich auch mein Umgang mit ihm immer mehr nur auf seltene Spaziergänge. Mit dem wunderlich aufgeregten Menschen, dessen Kopf doch eigentlich immer klar und besonnen blieb, verlor ich mich bei diesen Gelegenheiten oft in die weitesten spekulativen Disputationen. Namentlich hatte er die Umgestaltung aller bürgerlichen Verhältnisse, wie sie uns nach der gewohnten Wahrnehmung vor Augen stehen, durch seine Folgerungen aus einer vollständigen Veränderung ihrer sozialen Grundlage, bereits zu einer sehr zusammenhängenden Darstellung davon ausgebildet. Auf die *Proudhon'*schen und anderer Sozialisten Lehren von der Vernichtung der Macht des Kapitales durch die unmittelbar produktive Arbeit, baute er eine ganz neue moralische Weltordnung auf, für welche er mich allmählich durch einige sehr anziehende Behauptungen darüber selbst in so weit gewann, dass ich nun wieder meinerseits darauf die Realisirung meines Kunstideales aufzubauen begann. So waren es zwei Aeusserungen, die mich in dieser Hinsicht sehr stark betrafen: er wollte in der Zukunft von der Ehe, wie wir sie kannten, nichts mehr wissen. Ich frug dagegen, wie er sich nun vorstelle, dass wir uns, bei dem stets wechselnden Umgange mit jedenfalls sehr bedenklich sich ausnehmenden Frauenzimmern befinden würden? Mit wohlwollender Entrüstung liess er sich da vernehmen, dass wir uns ja gar keinen Begriff von der Reinheit der Sitten im Allgemeinen, wie namentlich auch der Beziehung der Geschlechter zu einander, eine Vorstellung machen könnten, sobald wir nicht die vollkommene Befreiung von dem Druck des Gewerbs-, Zunft- und sonstigen Zwangs-Wesens uns zu verdeutlichen vermöchten. Ich sollte nur bedenken, was ein Weib einzig in seiner Hingebung an einen Mann noch würde bestimmen können, wenn sowohl die Rücksichten auf Geld, Vermögen, Stand, und Familienvorurtheile, sowie die hieraus entstehenden Nöthigungen gänzlich verschwunden seien. — Als ich nun ein anderes Mal frug, woher er denn noch mit freiem Geiste, und gar künstlerisch thätige, Menschen hernehmen wollte, wenn Alles in den gleichen Arbeiterstand aufzugehen habe; so hielt er mir dagegen, dass ja eben dadurch, dass Alles an der nöthigen Arbeit nach seinen Kräften und Befähigungen Theil nehme, die Last und der Begriff der Arbeit

gänzlich aufgehoben würde, und nur noch eine Beschäftigung übrig bleiben könnte, die endlich durchaus einen künstlerischen Charakter annehmen müsste, wie es denn schon jetzt erwiesen sei, dass ein Feld, von einem einzigen Bauer mühsam bearbeitet, unendlich weniger ergiebig sei, als wenn es von Mehreren im Sinne des Gartenbaues gepflegt würde. Diese und ähnliche, mit wirklich schöner Emphase von *Röckel* mir eröffneten Andeutungen leiteten mich selbst zu weiterem Nachdenken und meinem Sinne genehmer Ausbildung von Vorstellungen einer möglichen, meinen höchsten Kunst-Idealen gänzlich, ja einzig entsprechenden Gestaltung der menschlichen Gesellschaft an.

Zunächst richtete ich meine Gedanken in diesem Bezug sogleich wieder auf das Naheliegende, indem ich das Theater in das Auge fasste. Die Veranlassung hierzu kam von Innen und Aussen. Nach dem neuesten, gänzlich demokratischen Wahlgesetz stand eine Erneuerung der sächsischen Volksvertretung bevor; die Wahl gänzlich radikaler Abgeordneter, wie sie fast überall vollzogen worden war, liess, wenn die Bewegung Dauer gewann, die ausserordentlichsten Veränderungen auch im Staatshaushalte voraussehen. Allgemein schien man entschlossen, auch die königl. Civilliste einer strengen Revision zu unterwerfen: alles überflüssig dünkende im Hofhaushalt sollte beseitigt werden; das Theater, als eine unnütze Unterhaltungsanstalt für einen verdorbenen Theil des Publikums, war mit der Entziehung der auf der Civilliste ihm ausgesetzten Subvention bedroht. Ich fühlte mich nun bestimmt, im Interesse der dem Theater von mir zuerkannten Bedeutung, den Herren Ministern die Belehrung der Abgeordneten darüber an die Hand zu geben, dass das Theater, wenn es wohl in seiner jetzigen Wirksamkeit keiner Opfer des Staats werth wäre, zu noch bedenklicherer, und der öffentlichen Gesittung gefährlicherer Tendenz herabsinken würde, wenn man es jeder auf das Ideale gerichteten Aufsicht desselben Staates entziehen wollte, welcher andrerseits den Kultus und die Schule in förderlichen Schutz zu nehmen sich berufen fühlte. Alles kam mir demnach darauf an, die Grundzüge einer Organisation des Theaters festzusetzen, nach welcher diesem die Erfüllung seiner edelsten Tendenzen ermöglicht und gesichert sein sollte. Somit arbeitete ich einen Plan aus, dem gemäss dieselbe Summe, welche auf der k. Civilliste für die Haltung eines Hoftheaters ausgesetzt war, für die Gründung und Unterhaltung eines Nationaltheaters für das Königreich Sachsen verwendet werden sollte. Die sehr kombinirten Einzelnheiten meines Entwurfes bezeichnete ich bei der Angabe ihrer praktischen Ausführbarkeit mit so grosser Präcision, dass ich meine Arbeit



für fähig halten konnte, den Ministern einen tauglichen Leitfaden für die Behandlung dieser Angelegenheit vor den Kammern an die Hand zu geben. Es kam nun darauf an, mit einem der Minister selbst hierfür mich in das Vernehmen zu setzen. Ich war der Meinung, mich dafür an den Kultusminister wenden zu müssen. Als solcher fungirte damals Herr *von der Pfordten*. War dieser auch bereits im Geruch einer bedenklichen politischen Geschmeidigkeit, und des Strebens nach Verwischung des Ursprunges seiner politischen Erhebung durch eine bewegungsvolle Zeit, so galt er doch als ehemaliger Professor für einen Mann, mit dem über einen Gegenstand, wie er mir am Herzen lag, wohl zu reden war. Ich erfuhr aber, dass die eigentlichen Kunstanstalten des Königreiches, wie die Akademie der bildenden Künste, denen ich mit besonderem Eifer das Theater zugezählt wissen wollte, unter das Ressort des Ministers des Innern gestellt waren. Diesem, dem biederen, aber wohl nicht sehr gebildeten und kunstempfänglichen *Oberländer*, stellte ich daher meinen Entwurf zu, nachdem ich jedoch auch bei Herrn *von der Pfordten* mich gemeldet hatte, um diesem, aus den angedeuteten Rücksichten, mein Anliegen zugleich zu empfehlen. Der, wie es schien, sehr beschäftigte Mann empfing mich höflich und allgemeinhin versicherungsvoll, benahm mir aber durch sein ganzes Wesen, ja durch den Eindruck seiner Physiognomie, jede Hoffnung, bei ihm auf das von mir ihm angemuthete Verständniss zu treffen. Bei dem Minister *Oberländer* beruhigte mich sofort der schlichte Ernst, mit dem er mir genaues Eingehen auf die Sache versprach. Leider hatte er mir aber sogleich mit einfachster Aufrichtigkeit zu Herzen zu führen, wie wenige Hoffnung er hegen könnte, vom König selbst die Autorisation zur ausserordentlichen Behandlung einer bisher der Routine überlassenen Frage zu erhalten: es sei nicht zu verkennen, dass der König zu seinen jetzigen Ministern, und namentlich zu ihm, in einem gezwungenen, vertrauenslosen Verhältnisse stehe; er gelange nie dazu, mit dem Monarchen in einen andern Verkehr zu treten, als den, welchen die strikte Erledigung der laufenden Geschäfte unerlässlich mache. Er glaube daher, es sei besser, wenn mein Plan von Seiten der Kammer in Anregung gebracht würde. — Da ich zunächst eben nur dem vorbeugen wollte, dass die Frage des Fortbestehens des Hoftheaters, falls sie bei der Diskussion der zu erneuernden k. Civilliste auftauche, in dem befürchteten kenntniss- und verständnisslosen radikalen Sinne behandelt würde, liess ich mich nun auch die Mühe nicht verdriessen, einigen der einflussreichsten neuen Kammer-Mitglieder mich bekannt zu machen. Hiermit gerieth ich denn in eine ganz neue, sonderbare Sphäre, und hatte

Stimmungen und Personen kennen zu lernen. die mir bisher gänzlich fremd geblieben waren. Beschwerlich war es mir, diese Herren immer nur im dichtesten Tabaksdampf und beim Bier antreffen, und über meine ihnen so fremdartige Angelegenheit unterhalten zu können. Nachdem ein Herr *von Trütschler*, ein sehr schöner, energischer, von finsterem Ernste beseelter Mann, der eine Zeit lang ruhig mich angehört, mir eröffnet hatte, dass er vom *Staate* nichts mehr wisse, sondern nur noch von der *Gesellschaft*, und dass diese auch ohne ihn und mich wissen werde, wie sie sich zur Kunst und zum Theater zu verhalten habe, gab ich, von sonderbar gemischter Beschämung erfüllt, für jetzt sowohl meine Bemühungen, als auch meine Hoffnungen auf. — Ich erfuhr von der ganzen Angelegenheit nichts anderes wieder, als dass sie, wie mir aus einer späteren Begegnung mit demselben es sich kundthat, zur Kenntniss des Herrn *v. Lüttichau* gelangt war, und diesen mit neuer Feindseligkeit gegen mich erfüllte.

Auf meinen nun gänzlich vereinsamten Spaziergängen arbeitete ich dagegen in meinem Kopfe, zu meiner grossen Gemüthserleichterung, immer mehr die Vorstellungen von einem Zustande der menschlichen Gesellschaft aus, zu welchem die kühnsten Wünsche und Bestrebungen der, damals im Aufbau ihrer Systeme so thätigen Sozialisten und Communisten, mir eben nur die gemeine Unterlage boten, während eben diese Bestrebungen erst von da ab Sinn und Bedeutung für mich gewannen, wo ich sie am Ende der erzielten politischen Umwälzungen und Konstruktionen angelangt sah, um dort nun mit meiner, der Kunst zugewandten Neubildung meinerseits zu beginnen.

Zu gleicher Zeit beschäftigte mich der Gedanke eines Drama's, dessen Held der Kaiser *Friedrich Barbarossa* sein sollte. Der Begriff des Herrscher's war hier in seiner kraftvollsten und ungeheuerlichsten Bedeutung aufgefasst; sein würdiges Weichen vor der Unmöglichkeit der Behauptung seiner idealen Ansprüche sollte, wie es die Theilnahme für den Helden erweckte, zugleich die richtige Erkenntniss der eigenthätigen Vielgestaltetheit der Dinge dieser Welt geben. Von diesem Drama, welches ich in populären gereimten Versen, im Style unsrer mittelhochdeutschen epischen Dichter, für welchen mir namentlich das Gedicht «Alexander» vom Pfaffen *Lambert* vorschwebte, ausführen wollte, habe ich nur mit wenigen Zeilen die alleräussersten Umrisse aufgezeichnet. Die Vertheilung der Handlung war folgendermaassen für fünf Akte bestimmt. Erster Akt: Reichstag in den ronkalischen Feldern, Darlegung der Bedeutung der kaiserlichen Gewalt, welche selbst auf die Belehnung mit Wasser

und Luft sich erstrecken sollte. Zweiter Akt: Belagerung und Einnahme Mailands. Dritter Akt: Abfall Heinrich's des Löwen und Niederlage bei Ligano. Vierter Akt: Reichstag zu Augsburg, Demüthigung und Bestrafung Heinrich's des Löwen. Fünfter Akt: Reichstag und grosse Hofhaltung zu Mainz, Frieden mit den Lombarden, Versöhnung mit dem Papste, Annahme des Kreuzes, und Aufbruch nach dem Morgenlande. Mein Interesse an der Ausführung dieses dramatischen Planes ward jedoch, sogleich beim Erfassen, durch die mächtigere Anziehungskraft, welche die mythische Behandlung des mir hierbei aufgehenden gleich gearteten Stoffes in der Nibelungen- und Siegfried-Sage auf mich ausübte, verdrängt. Zunächst führte mich noch diese von mir erkannte Gleichartigkeit der hier sich berührenden Geschichte und Sage, zu einer Aufzeichnung einer Abhandlung hierüber, wozu einige auf der k. Bibliothek vorgefundene Monographien von Verfassern, deren Namen mir entfallen sind, welche mir aber in anziehender Weise Belehrungen über das Ur-Königthum der Deutschen gaben, mich befähigten und anregten. — Diesen grösseren Aufsatz, mit welchem ich schliesslich von der Neigung zur Behandlung eines historischen Stoffes für das recitirende Drama mich gänzlich abwandte, veröffentlichte ich später unter dem Titel: «*Die Wibelungen*».

Im nächsten Zusammenhange hiermit schritt ich nun dazu, die sehr kombinirte, und doch auf ihre Hauptzüge zusammengedrängte Gestalt, zu welcher in mir der eigentliche uralte Nibelungen-Mythos, in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Götter-Mythos selbst, sich ausgebildet hatte, zu deutlicher Uebersicht aufzuzeichnen. Aus dieser Arbeit ging mir die Möglichkeit hervor, einen Hauptbestandtheil des Stoffes selbst zu einem Drama mit musikalischer Aufführung zu verwenden. Nur langsam jedoch und mit grossem Zögern wagte ich mit dieser Möglichkeit mich zu befreunden, da namentlich der praktische Sinn der Verwerthung einer solchen Arbeit für unser Theater wahrhaft erschreckend mir entgegentrat. Es bedurfte allerdings des Eintrittes der vollsten Verzweiflung an jeder Möglichkeit, mich fernei mit unserm Theater zu befassen, bis ich den Muth zum Angriff dieser neuesten Arbeit gewann. Bis dahin trieb ich mich noch mit fast gleichgültiger Haltung zwischen den anderseitigen Möglichkeiten eines Bestehens unter den herrschenden Zuständen umher. In Betreff des «Lohengrin» war ich soweit, nichts anderes als eine möglichst gute Aufführung auf dem Dresdener Theater zu erwarten, und für alle Fälle und alle Zeiten mich damit zu begnügen, wenn ich nur diese erreichte. Herrn *v. Lüttichau* hatte ich seiner Zeit die

Vollendung der Partitur angezeigt, in Betracht der Ungunst der damaligen Verhältnisse es ihm aber gänzlich freigestellt, über die Aufführung meines Werkes gelegentlich zu bestimmen.

Unterdessen kam die Zeit heran, wo der Archivar der k. musikalischen Kapelle sich erinnerte, dass jetzt vor 300 Jahren der Grund zu diesem fürstlichen Institute gelegt worden sei, und man folglich ein Jubiläum zu feiern habe. Hierfür war ein grosses Festkonzert im Theater bestimmt, in welchem Kompositionen der sächsischen Kapellmeister aller Zeiten, seit dem Bestehen dieser Anstalt, ausgeführt werden sollten. Die sämmtlichen Musiker, mit ihren beiden Kapellmeistern an der Spitze, hatten zuvor dem Könige in Pillnitz ihre dankende Huldigung darzubringen, bei welcher Gelegenheit zum ersten Male ein Musiker zum Ritter des sächsischen Civil-Verdienst-Ordens erhoben wurde: dieser Musiker war mein, bis dahin vom Hofe und vom Intendanten sehr geringschätzig behandelter Kollege *Reissiger*, welcher aber durch schreiende Loyalität in dieser bedenklichen Zeit, namentlich mir gegenüber, sich in äusserst günstiges Licht bei unseren Vorständen gesetzt hatte. Er ward von der nicht minder loyalen Versammlung, welche an dem Festkonzertabende die Theaterräume erfüllte, mit Jubel begrüsst, als er mit dem unerhörten Orden geschmückt vor dem Publikum erschien. Auch seine Ouvertüre zu «Yelva» rief einen nie ihm widerfahrenen enthusiastischen Beifallssturm hervor, wogegen das erste Finale aus «Lohengrin», welches als Leistung des jüngsten Kapellmeisters vorgeführt wurde, eine, wiederum mir von Seiten des Dresdener Publikums ungewohnte, laue Aufnahme fand. Nach dem Konzert fand noch Festsouper statt, bei welchem, da nun doch mancherlei geredet wurde, auch ich sehr ungenirt der Kapelle meine Ansichten über das, was zu ihrer Vervollkommnung in der Zukunft noch wünschenswerth sei, mich laut und bestimmt aussprach. Hierbei äusserte *Marschner*, welcher in seiner Qualität als ehemaliger Dresdener Musikdirektor zur Mitfeier des Jubiläums eingeladen war, dass ich mir durch meine zu gute Meinung von den Musikern viel schaden würde. Ich sollte doch nur bedenken, mit welchen ungebildeten, nur für ihr Instrument abgerichteten Leuten ich hier zu thun hätte, und ob man da, wenn man ihnen von Kunstbestrebungen vorrede, etwas anderes als Verwirrung oder wohl gar böses Blut machen könne? — Von schönerer Erinnerung als diese Festlichkeiten ist die stille Gedenkfeier *Weber's* auf mich geblieben, welche uns am Morgen dieses Jubeltages auf dem Kirchhofe zur Bekränzung des Grabes desselben vereinigt hatte. Da hierbei Niemand ein Wort fand, und auch *Marschner* nur einen

höchst trockenen, ja fast burschikos klingenden Gruss an den dahingeschiedenen Meister herausbrachte, fühlte ich mich gedrungen, in einigen herzlichen Worten der beabsichtigten Erinnerungsfeier ihren Ausdruck zu geben.

Diese kurze Unterbrechung durch künstlerische Anregung verlor sich schnell wieder vor den neuen Eindrücken, welche aus der politischen Welt auf Alles daher drangen. Die Wiener Oktober-Ereignisse verbreiteten auch bei uns leidenschaftlichste Theilnahme; rothe und schwarze Plakate starrten, mit Aufrüfen zu Zuzügen nach Wien, mit Verwünschung der «rothen Monarchie» im Gegensatz zur verpönten «rothen Republik», und ähnlichen aufreizenden Dingen, täglich von den Mauern herab. Ausser für Diejenigen, welche in den Gang dieser Ereignisse genau eingeweiht waren, und welche bei uns allerdings nicht auf der Strasse herumliefen, verbreiteten diese Vorgänge eine ausserordentlich unheimliche Spannung. Als *Windischgrätz* in Wien eingezogen, *Fröbel* begnadigt, *Blum* aber erschossen worden war, hatte es den Anschein, als ob selbst in Dresden Alles bersten sollte. Für *Blum* ward eine grosse Trauerdemonstration mit unabsehbarem Zug durch die Strassen veranstaltet; das Ministerium schritt an der Spitze dieser Trauerprozession; mit grossem Vergnügen ward namentlich der bereits höchst bedenkliche Herr *von der Pfordten* in kummervollster Betheiligung hierbei wahrgenommen. Von nun an trat eine immer düsterere, auf üble Entscheidung sich vorbereitende Stimmung, ziemlich allseitig ein. Man ging so weit, den Tod *Blum's*, welcher durch seine Agitation in Leipzig seiner Zeit sich besonders verhasst und gefürchtet gemacht hatte, als einen Freundschaftsdienst der Erzherzogin *Sophie* gegen ihre Schwester, die Königin von Sachsen, ziemlich unumwunden zu denunciren. Schaaren von Wiener Flüchtlingen, in der Tracht der akademischen Legion, gelangten nach Dresden, und vermehrten die eigene Bevölkerung mit den drohenden Gestalten, die von jetzt an dort immer heimischer sich bewegten. Als ich eines Tages mich in das Theater begeben wollte, um eine Aufführung meines «Rienzi» zu dirigiren, meldete mir der Kapelldiener, dass mehrere fremde Herren nach mir gefragt hätten; alsbald stellten sich ein halbes Dutzend solcher Gestalten ein, begrüssten mich als Bruder Demokraten, und baten mich um Vermittelung eines freien Eintritts. Nun erkannte ich wirklich gerade in einem kleinen, buckligen Menschen, mit schrecklich verbogenem Calabreser-Hute, einen ehemaligen Belletristen, *Häfner*, welcher mir vor Kurzem bei meinem Besuch in jenem Wiener politischen Clubb durch *Uhl* vorgestellt worden war. So gross nun auch meine Ver-

legenheit bei dieser, von unseren Kapellisten mit höchstem Erstaunen wahrgenommenen Begegnung war, so fühlte ich doch nicht den mindesten Drang, ihr ein beschämendes Zugeständniss zu machen; ich ging ruhig an die Kasse, liess mir sechs Billete geben, und überreichte sie den sonderbaren Gestalten, welche vor aller Welt mit herzlichen Händedrücken von mir schieden. Ob ich seit diesem Abende nach der Meinung unserer Theaterangehörigen und anderer Betheiligten in meiner Dresdener Kapellmeisterstellung mich besonders befestigt hatte, muss ich bezweifeln; gewiss aber ist, dass ich an keinem Abende so rasend nach jedem Akte herausgerufen wurde, als bei dieser Aufführung des «Rienzi».

Ueberhaupt schien sich jetzt im Theaterpublikum, gegenüber derjenigen Zusammensetzung desselben, welche in jenem Kapellfest-Konzerte mir offenbare Kälte bezeigt hatte, eine fast leidenschaftlich mir ergebene Partei gebildet zu haben. Gleichviel, ob im «Tannhäuser» oder «Rienzi», stets war ich besonders mit Beifall ausgezeichnet, und wenn auch in der Tendenz dieser Partei manches Abschreckende für unseren Intendanten liegen mochte, so glaubte er doch eine gewisse Scheu vor mir tragen zu müssen. Eines Tages eröffnete mir Herr *von Lüttichau* das Anerbieten, meinen «Lohengrin» demnächst zur Aufführung zu bringen: ich erklärte ihm die Gründe, wesshalb ich ihm mein Werk bisher nicht angeboten habe, sowie dass ich, da das Opernpersonal mir genügend schien, die Aufführung gern betreiben würde. Um diese Zeit war der Sohn meines alten Freundes *F. Heine* aus Paris zurückgekommen, wo er bei den Meistern *Desplechin* und *Dieterle* im Auftrage der Dresdener Direktion die Dekorationsmalerei erlernt hatte. Dieser sollte nun, um beim Dresdener Hoftheater eine entsprechende Anstellung zu erhalten, hierfür sein Probestück ablegen. Er hatte sich hierzu die Dekorationen zu «Lohengrin» anfertigen zu dürfen ausgebeten, was eben Herrn *v. Lüttichau* veranlasst hatte, sein Auge auf mein neuestes Werk zu lenken; da ich nun meine Zustimmung gegeben, wurde auch dem jungen *Heine* die Zusage der Erfüllung seines Wunsches gemacht.

Ich begrüsste diese Wendung mit grosser Befriedigung, da ich in der Beschäftigung mit dem Studium gerade dieses Werkes eine heilsame, wie ich hoffte, entscheidende Ableitung von allen Aufregungen und Verwirrungen der letzten Zeit zu finden glaubte. Desto grösser war mein Schrecken, als eines Tages der junge *Wilhelm Heine* mit der Nachricht bei mir eintrat, die Dekorationen zu «Lohengrin» seien plötzlich bei ihm abbestellt, und dagegen die Illustrirung einer andern Oper ihm aufgegeben worden. Ich sagte kein Wort, und frug auch dem Grunde dieses



auffallenden Benehmens in keiner Weise nach. Spätere Versicherungen des Herrn *von Lüttichau* an meine Frau, müssten, wenn sie durchaus wahrhaftig waren, mich bereuen lassen, die ganze Schuld dieser Kränkung hauptsächlich auf ihn geworfen, und dadurch mich nun unwiderbringlich von ihm abgewendet zu haben. Nach längeren Jahren hierüber befragt, hat er nämlich versichert, die Stimmung am Hofe sei damals noch so heftig gegen mich eingenommen gewesen, dass er mit seinem ernstlich gemeinten Antrage, mein Werk aufzuführen, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestossen sei. — Wie dem nun sei, die Bitterkeit, welche ich jetzt empfand, wirkte entscheidend auf meine Stimmung, und, indem ich von meiner letzten Hoffnung auf eine Versöhnung mit dem Theater durch eine schöne Aufführung meines «Lohengrin» mich schweigend abwandte, kehrte ich von nun an dem Theater, und jedem Versuche, mich mit ihm zu befassen, überhaupt und grundsätzlich den Rücken, was ich einerseits in meiner gänzlichen Rücksichtslosigkeit in Betreff der Forterhaltung meiner Dresdener Kapellmeister-Stellung, andrerseits durch künstlerische Entwürfe, welche mich ganz von der Möglichkeit eines Befassens mit unserem modernen Theaterwesen abführten, aussprach.

Jetzt ging ich daran, den lange mit Scheu gehegten Plan von «Siegfried's Tod» auszuführen. Hierbei dachte ich nun allerdings nicht mehr an das Dresdener, noch an irgend ein Hoftheater der Welt, sondern einzig daran, etwas zu unternehmen, was mich ein für allemal von diesem unsinnigen Verkehr abbringen sollte. Staunend nahm *Eduard Devrient*, mit welchem ich, da damals mit *Röckel* nach dieser Seite hin durchaus nichts mehr anzufangen war, einzig noch über Theater und dramatische Kunst verkehrte, mein nach seiner Vollendung von mir ihm vorgelesenes Gedicht auf. Er erkannte die Tendenz, mich hiemit ausser allen hoffnungsvollen Verkehr mit der modernen Theaterwelt zu setzen, und mochte natürlich diess durchaus nicht billigen. Dagegen versuchte er sich mit meiner Arbeit dahin zu befreunden, dass sie am Ende doch immer noch als nicht gar zu befremdlich und wirklich ausführbar zu denken sein sollte. Wie ernstlich er diess meinte, bewiess er durch den Nachweis eines Fehlers, der darin bestehe, dass ich dem Publikum doch gar zu viel zumuthe, wenn es aus kurzen epischen Andeutungen so sehr viel, was meinem Stoffe das richtige Verständniss geben sollte, zu ergänzen hätte. Er wies darauf hin, dass, ehe man *Siegfried* und *Brünnhilde* in ihrem feindseligen Konflikte vor sich sähe, dieses Paar zuvor in seinem wahren, ungetrübten Verhältniss einmal kennen gelernt worden sein

müsste. Ich hatte nämlich das Gedicht von «Siegfried's Tod» gerade nur mit den Scenen, welche auch jetzt noch den ersten Akt der «Götterdämmerung» bilden, begonnen, und alles auf das vorangehende Verhältniss Siegfried's zu Brünnhilde deutende nur in einem Zwiegespräch der einsam zurückgelassenen Gemahlin des Helden mit dem an ihrem Felsen vorüberziehenden Heere der *Walküren*, in einem lyrisch-epischen Dialog, dem Zuhörer erläutert. Der hiermit von *Devrient* gegebene Wink brachte mich zu meiner Freude sofort auf die Scenen, welche ich im Vorspiel zu diesem Drama ausgeführt habe.

Durch diese und ähnliche ziemlich nahe Berührungen belebte sich um jene Zeit mein Verhältniss zu *E. Devrient* in immer erfreulicherer Weise. Oefters lud er eine gewählte Zuhörerschaft zu dramatischen Vorlesungen in seinem Hause ein, denen ich gern beiwohnte, da hierbei zu meiner Ueberraschung die Begabung, welche dem Vorleser auf der Bühne selbst abging, wohlerkenntlich hervortrat. Anderseits war es mir tröstlich, über mein im grössten Verfall begriffenes Verhältniss zu unserem Generaldirektor mich wohlverstanden mittheilen zu können. *Devrient* schien es hierbei viel daran zu liegen, einen vollen Bruch abzuwenden; nur war dafür wenig Hoffnung vorhanden. Nachdem mit dem Herannahen des Winters der königliche Hof wieder in die Stadt zurückgekehrt war, und als dieser nun die Theatervorstellungen von Neuem öfter besuchte, wurden mir wiederholt Zeichen hoher Unzufriedenheit mit meiner Wirksamkeit als Kapellmeister insinuirt. Es schien der Königin einmal, dass ich in «Norma» «*schlecht dirigirt*», ein anderes Mal in «Robert dem Teufel» «*den Takt unrichtig geschlagen*» habe, und da mir Herr *von Lüttichau* diese Reprimanden zu notificiren hatte, konnten die bei solchen Gelegenheiten gepflogenen Unterhaltungen natürlich nicht zur Wiederherstellung eines erspriesslichen Vernehmens zwischen uns Beiden beitragen.

Demungeachtet schien es immer noch nicht zu einem Aeussersten kommen zu dürfen, da eben Alles gährte und in einer leidenschaftlichen Ungewissheit sich erhielt. Jedenfalls war die nach jeder Seite hin sich vorbereitende Reaktion wenigstens des Zeitpunktes ihres vollkommenen Sieges noch nicht so sicher, dass nicht für jetzt jedes Aufsehen noch zu vermeiden als räthlich angesehen worden wäre. So liess auch unsere Generaldirektion die Musiker der k. Kapelle unbehindert gewähren, welche, dem Geiste der Zeit folgend, sich zu einem Verein zur Berathung und Wahrung ihrer künstlerischen wie bürgerlichen Interessen konstituirt hatten. Hierfür war besonders einer der jüngsten Musiker, *Theodor*

Uhlig, von besonderer Thätigkeit gewesen. Dieser, als Violinist im Orchester angestellt, war ein junger Mensch in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, von auffallend zarter, intelligenter und edler Gesichtsbildung, der sich durch seinen grossen Ernst, seinen ruhigen, und doch ungemein festen Charakter vor all' seinen Genossen auszeichnete, meine besondere Aufmerksamkeit aber durch einige Gelegenheiten, in welchen er mir seinen scharfen Blick und seine umfassenden musikalischen Kenntnisse gezeigt hatte, auf sich zog. Bald erwählte ich ihn mir, da ich in jeder Hinsicht Aufgewecktheit und einen ungemeinen Bildungstrieb an ihm wahrnahm, als Begleiter auf den von mir fortgesetzten Spaziergängen, auf welchen sonst *Röckel* mir zur Seite gewandert hatte. Er veranlasste mich nun auch, zur Belebung und Befruchtung der dort sich kund thuenden löblichen Tendenzen, mich in einer Versammlung jenes Kapellmitglieder-Vereines zu zeigen und vernehmen zu lassen. Ich theilte den Leuten, welche mich mit grosser Spannung anhörten, den Inhalt meiner vor einem Jahre von dem Generaldirektor zurückgewiesenen Arbeit über eine Reform der Kapelle, sowie meine damit verfolgten Absichten und Pläne mit. Zugleich musste ich ihnen bezeugen, dass ich für die Ausführung ähnlicher Entwürfe alle Hoffnung auf die Generaldirektion verloren habe, und dagegen es ihnen selbst nun anempfehlen müsse, kräftig die Initiative dafür zu ergreifen. Man nahm dies mit enthusiastischem Beifall auf. Liess nun, wie ich vorhin sagte, Herr *v. Lüttichau* diese Musiker in ihrer einigermassen demokratisch sich gebahrenden Vereinigung wohl gewähren, so sorgte er doch dafür, durch Spione, namentlich einen zum Abscheu aller Kapellmitglieder von der Intendanz besonderlich protegirten widerwärtigen Hornisten *Lewy*, sich stets über die hochverrätherischen Bewegungen des Vereines unterrichten. So hatte er denn auch von meinem Auftreten daselbst genaue, ja wohl übertriebene Kenntniss erhalten, und hielt es nun für an der Zeit, mich einmal wieder seine Autorität fühlen zu lassen. Ich wurde officiel zu ihm citirt, und hatte nun den Ausdruck seines lang verhaltenen Zornes über verschiedenes Vorgefallene zu vernehmen, bei welcher Gelegenheit ich auch von seiner Kenntnissnahme meines den Ministern überreichten Theaterreformplanes erfuhr. Er verrieth mir diess mit einer populären Dresdener Redensart, welche ich bis dahin noch nicht vernommen hatte; er wisse nämlich — so sagte er — recht gut, dass ich auch mit einer Eingabe über das Theater mich ihm *an den Laden gelegt hätte.* Ich hielt denn nun mit meinen Gegenansichten über das zwischen uns bestehende Verhältniss nicht zurück; da er mir drohte,

an den König zu berichten, und auf meine Entlassung anzutragen, so überliess ich ihm mit grosser Ruhe, hierin ganz nach seinem Belieben zu verfahren, da ich von der Gerechtigkeit des Königs wohl jedenfalls mir zu verhoffen habe, dass derselbe auf meine Anklage auch meine Vertheidigung hören werde, zu welcher veranlasst zu werden ich mir nur wünschen könne, da ich sonst keinen andern schicklichen Weg ersähe, mich über Das an den König auszusprechen, worüber ich mich nicht nur in meinem, sondern auch im Interesse des Theaters und der Kunst zu beklagen habe. Das hörte nun Herr *v. Lüttichau* wieder nicht gern, und frug mich dagegen, wie denn nur, wenn er mit mir auszukommen suchen wolle, ihm diess meinerseits ermöglicht werden sollte, da ich doch unverhohlen erkläre, dass an ihm (wie er sich ausdrückte) «Hopfen und Malz verloren» seien. Mit gegenseitigem Achselzucken waren wir genöthigt, von dieser Konferenz auseinander zu gehen. Diess schien meinen ehemaligen Gönner denn doch in Pein versetzt zu haben; er wandte sich an die Besonnenheit und Mässigung *Eduard Devrient*'s, um mir durch Zureden es anzuempfehlen, ein ferneres Auskommen zwischen uns zu ermöglichen. Trotz seines Ernstes musste *Devrient*, nachdem wir seinen Auftrag diskutirt, lächelnd zugestehen, dass hier eben nicht viel zu thun sei, und da ich standhaft erklärte, unter keiner Bedingung mehr mich zu theaterdienstlichen Berathungen bei ihm einzustellen, am Ende der Direktor wohl sehen müsste, wie seine Weisheit die Sache auch allein fortführe.

Die Folge der höfischen und direktorialen Ungnade liess sich für die Zeit, welche das Schicksal mir noch als Dresdener Kapellmeister auszuhalten bestimmt hatte, in Allem gewahren. Die im vorigen Winter von mir eingerichteten Kapellkonzerte wurden für dieses Jahr unter *Reissiger*'s Direktion gestellt. Sie nahmen in jeder Beziehung sogleich wieder die allgewohnte Unbedeutendheit gewöhnlicher Konzertaufführungen an; die Theilnahme des Publikum's verlor sich schnell, mit Mühe wurde die Unternehmung für einen spätern Fortgang erhalten. In der Oper hatte ich die Wiederaufnahme des «fliegenden Holländer's», für welchen ich nun in dem gereiften Talent *Mitterwurzer*'s einen vorzüglich hoffnungsvollen Darsteller gefunden hatte, nicht durchsetzen können. Meine Nichte *Johanna*, welche ich für die Rolle der «Senta» bestimmt hatte, fand die Partie unbequem, zudem wenig Gelegenheit zu glänzendem Kostüme bietend, wogegen sie «Zampa» und «Favorite» ihrem neuen Protektor, meinem ehemaligen Rienzi-enthusiastischen *Tichatscheck* zulieb, auch der für jede dieser Rollen von der Direktion ihr zu liefernden *drei*



brillanten Anzüge wegen, vorzog. Ueberhaupt war zwischen diesen beiden damaligen Matadoren der Dresdener Oper es zu einem Widerstands-Bündniss gegen meinen Rigorismus im Betreff des Opernrepertoire's gekommen, dessen Feindseligkeit sich mit dem Durchsetzen eben jener *Donizetti*'schen «Favorite», deren Arrangements ich einst in Paris für *Schlesinger* hatte anfertigen müssen, zu meiner Beschämung entschied. Diese Oper, deren Hauptparthie meiner Nichte, auch nach dem Dafürhalten ihres Vaters, sehr bequem in der Stimme lag, hatte ich zwar Anfangs mit aller Energie abgewiesen; da man nun aber meines Zerwürfnisses mit der Direktion und meiner freiwilligen Einflusslosigkeit, endlich meiner offenbaren Ungnade inne wurde, hielt man die Umstände für günstig, gerade mich selbst, da die Reihe an mir war, zu zwingen, diese widerwärtige Oper zu dirigiren. Ausserdem bestand meine Hauptbeschäftigung im k. Theater in der Direktion der Oper «Martha» von *Flotow*, welche zwar nie das Publikum eigentlich anzog, ihrer Repertoir-Bequemlichkeit wegen aber übermässig oft zur Aushülfe herbeigezogen wurde. Blickte ich somit auf den Erfolg meiner nun in das siebente Jahr reichenden Dresdener Thätigkeit zurück, so war diess mehr als demüthigend, in Betracht der vielen und energischen Anregungen, die ich mir nach allen Seiten hin dem k. Institut zugewendet zu haben bewusst war. Ich hatte mir deutlich zu sagen, dass, wenn ich jetzt Dresden verliesse, nicht die mindeste Spur davon dort zurückbleiben würde. Aus vielen Anzeichen hatte ich auch abzunehmen, dass, wenn es je zu Klage und Verantwortung zwischen mir und dem Generaldirektor vor dem Könige kommen sollte, möge das Urtheil des Monarchen auch mir günstig ausfallen, dennoch der Konsequenz wegen dem Hofmann gegen mich Recht gegeben werden würde. — Noch einmal am Palmsonntage des neuen Jahres 1849 erlebte ich eine schöne Genugthuung. Die Kapelle hatte, um sich einer grossen Einnahme zu versichern, nochmals zur Aufführung der 9ten Symphonie *Beethoven*'s gegriffen; Alles bot seine besten Kräfte auf, diese zu einer der schönsten zu machen; das Publikum nahm sie mit offenbarer Begeisterung auf. Der Generalprobe hatte heimlich, und vor der Polizei verborgen, *Michael Bakunin* beigewohnt; er trat ohne Scheu nach der Beendigung derselben zu mir an das Orchester, um mir laut zuzurufen, dass, wenn alle Musik bei dem erwarteten grossen Weltenbrande verloren gehen sollte, wir für die Erhaltung dieser Symphonie mit Gefahr unseres Lebens einzustehen uns verbinden wollten. Wenige Wochen nach dieser letzten Aufführung schien dieser «Weltenbrand» von den Strassen Dresden's aus sich wirklich entzünden

zu wollen, und *Bakunin*, mit welchem ich bis dahin in sonderbarer und ungewöhnlicher Weise in näheren Umgang getreten war, schien dabei wirklich das Amt eines Oberfeuerwerker's übernehmen zu sollen.

Bereits seit längerer Zeit hatte ich die Bekanntschaft dieses sehr ungewöhnlichen Menschen gemacht. Schon vor Jahren war mir sein Name aus den Zeitungen unter ausserordentlichen Umständen aufgestossen. Als Russe war er in einer Pariser Polenversammlung aufgetreten, mit der Erklärung, ob Russe oder Pole gelte nichts, aber ob man ein freier Mann sein wolle, gelte alles. In späterer Zeit erfuhr ich durch *Georg Herwegh*, dass er eben damals in Paris allen seinen Hülfsquellen als Glied einer bedeutenden russischen Familie entsagt hatte und eines Tages, da sein Vermögen noch aus zwei Franken bestand, diese auf dem Boulevard einem Bettler abgetreten habe, weil es ihm peinlich war, durch diesen Besitz an irgend eine Vorsicht für das Leben noch gebunden zu sein. Sein Aufenthalt in Dresden wurde mir eines Tages von *Röckel*, als dieser schon gänzlich in die Wildniss übergetreten war, gemeldet und zwar mit der Einladung, in *Röckel*'s eigener Wohnung, wo jener aufgenommen worden war, seine Bekanntschaft zu machen. *Bakunin* war nämlich wegen seiner Betheiligung an den Prager Ereignissen im Sommer 1848, als Theilnehmer an dem ihnen vorangehenden Slavencongress daselbst, von der österreichischen Regierung verfolgt, und hatte sich nun hiergegen zu schützen, indem er zugleich nicht weit von Böhmen sich zu entfernen suchte. Das besondere Aufsehen, welches er auch in Prag erregt, war daher gekommen, dass er den Tschechen, welche besonders in Russland ihre Stütze gegen die gefürchtete Germanisirung gesucht hatten, zurief, eben gegen diese Russen, wie gegen jeden andern Volksstamm, sich mit Feuer und Schwert zu vertheidigen, sobald sie unter der Führung eines Despotismus wie der des russischen Czaren sich befinden. Diese oberflächliche Kenntnissnahme von der Tendenz *Bakunin*'s hatte genügt, die rein nationalen Vorurtheile des Deutschen gegen ihn in anziehender Weise zu zerstreuen. Als ich ihn nun selbst im dürftigen Schutze der *Röckel*'schen Gastfreundschaft antraf, war ich zunächst durch die fremdartige, durchaus imposante Persönlichkeit dieses Mannes, der damals in der Blüthe der dreissiger Jahre stand, wahrhaft überrascht. Alles war an ihm kolossal, mit einer auf primitive Frische deutenden Wucht. Ich habe nie den Eindruck von ihm empfangen, als ob er besonders viel auf meine Bekanntschaft gäbe, da ihm im Grunde auf geistig begabte Menschen nicht mehr viel anzukommen schien, wogegen er einzig rücksichtslos thatkräftige Naturen verlangte; wie es mir späterhin auf-

ging, war aber auch hierin die theoretische Forderung in ihm thätiger, als das rein persönliche Gefühl, denn er konnte eben hierüber viel sprechen und sich erklären: überhaupt hatte er sich an das Sokratische Element der mündlichen Diskussion gewöhnt, und augenscheinlich war es ihm wohl, wenn er sich, auf dem harten Canapé seines Gastfreundes ausgestreckt, mit recht viel verschiedenartigen Menschen über die Probleme der Revolution diskursiv vernehmen lassen konnte. Bei diesen Gelegenheiten blieb er stets siegreich; es war unmöglich, gegen seine bis über die äussersten Grenzen des Radikalismus nach jeder Seite hin, mit grösster Sicherheit ausgedrückten Argumente sich zu behaupten. Er war so mittheilsam, am ersten Abend unserer Zusammenkunft, mich über den Gang seiner Entwickelung zu unterrichten. Als russischer Offizier von vornehmer Familie hatte ihn, den unter dem Drucke des bornirtesten Militairzwangs Leidenden, die Lektüre *Rousseau*'scher Schriften dahin gebracht, unter dem Vorwand eines Urlaubes nach Deutschland sich zu flüchten; dort in Berlin hatte er sich mit dem Eifer eines zur Kultur erwachenden Barbaren auf die Philosophie geworfen; es war die *Hegel*sche Philosophie, welche er als herrschende antraf, und in welcher er sich schnell so weit schulte, dass er die renommirtesten Jünger des Meisters mit einem, in streng *Hegel*'scher Dialektik sich bewegenden Aufsatze, aus dem Sattel ihrer eigenen Philosophie warf. Nachdem er so die Philosophie, nach seinen Aussprüchen, in sich bei Seite gebracht, war er nach der Schweiz gegangen, hatte dort den Communismus gepredigt, und war über Frankreich und Deutschland nun wieder an die Grenzen der slavischen Welt zurückgekehrt, von welcher er, ihrer mindesten Verdorbenheit durch die Civilisation wegen, das Heil der Regeneration der Menschheit erwartete. Seine Hoffnung in diesem Betreff gründete er in Wirklichkeit auf den im russischen Nationalcharakter am stärksten ausgeprägten Typus der Slaven. Als Grundzug desselben glaubte er naive Brüderlichkeit und den Instinkt des Thieres gegen den verfolgenden Menschen im natürlichen Hasse des russischen Bauers gegen den ihn quälenden Edelmann zu erkennen. Hierfür berief er sich auf die kindisch-dämonische Freude des russischen Volkes am Feuer, auf welche schon *Rostopschin* sein Stratagem gegen Napoleon beim Brande von Moskau berechnet hatte. Er meinte, dem russischen Bauer, in welchem die natürliche Güte der bedrückten menschlichen Natur sich am kindlichsten erhalten habe, sei nur beizubringen, dass die Verbrennung der Schlösser seiner Herren mit allem, was darin und daran, vollkommen gerecht und Gott wohlgefällig sei, um eine Bewegung über die Welt

hervorzurufen, aus welcher mindestens doch eben die Zerstörung alles dessen hervorgehen müsse, was, aus dem tiefsten Grunde beleuchtet, selbst dem philosophischsten Denker des civilisirten Europa's als eigentlicher Quell des Elendes der ganzen modernen Welt erkenntlich sein müsste. Diese zerstörende Kraft in Bewegung zu setzen, dünkte ihm das einzig würdige Ziel der Thätigkeit eines vernünftigen Menschen. (Während *Bakunin* solche furchtbare Lehren in seiner Weise predigte, unterliess er nicht, da er bemerkte, dass ich an den Augen litt, trotz meiner Abwehr, den grellen Schein des Lichtes auf mich durch seine vorgehaltene breite Hand eine volle Stunde lang abzuhalten.) Diese Zerstörung aller Civilisation war das seinem Enthusiasmus vorschwebende Ziel; hierfür aller Hebel der politischen Bewegung als Hülfsmittel sich zu bedienen, war seine einstweilige, oft zur ironischen Heiterkeit dienende Unterhaltung. Er empfing in seinem Versteck allen Nüancen der Revolution angehörende Persönlichkeiten; am nächsten standen ihm diejenigen der slavischen Nationalität, weil er diese für das erste am erfolgreichsten auf die Zerstörung des russischen Despotismus zu verwenden erachten konnte. Von den Franzosen, trotz ihrer Republik und ihres *Proudhon*'schen Socialismus, hielt er nicht das Mindeste. Ueber die Deutschen äusserte er sich mir nie. Demokratie, Republik, und Alles, was ihnen gleicht, war ihm keiner ernstlichen Beachtung werth; jedem Einwurf der ihm von Solchen gemacht wurde, welche an die Rekonstruktion des zu zerstörenden dachten, wusste er mit vernichtender Kritik entgegen zu treten. Ich entsinne mich, dass ein Pole, von seinen Theorien erschreckt, ihm entgegenhielt, dass denn doch immer eine staatliche Organisation vorhanden sein müsse, welche dem Einzelnen die Ausbeute des von ihm bebauten Feldes gewährleiste; diesem erwiderte er: «Du wirst also dein Feld sorgfältig abzäunen, und somit der Polizei von Neuem zu leben geben müssen». Der Pole schwieg betroffen. Seine Tröstung bestand dann darin, dass er darauf deutete, wie Konstruktoren der neuen Weltordnung sich ganz von selbst finden würden; dass wir dagegen nach nichts anderem zu fragen hätten, als woher die Kraft der Zerstörung zu nehmen; ob denn einer von uns so wahnsinnig sein könne, zu glauben, dass er über das Ziel der Zerstörung hinaus noch bestehen würde können? Man solle sich nur die ganze europäische Welt, mit Petersburg, Paris und London, in einen Schutthaufen verwandelt denken: ob den Brandstiftern über diese ungeheuren Trümmer hinweg noch eine Besinnung zuzutrauen sein könnte? Jeden, der sich bereit zur Aufopferung erklärte, wusste er zu verwirren, wenn

er ihn darauf verwies, dass nicht die sogenannten Tyrannen das Furchtbare seien, sondern die behaglichen Philister, unter denen er als Typus den protestantischen Pfarrer aufstellte, an dessen Menschwerdung er nicht eher glauben wolle, als bis er selbst sein Pfarrhaus mit Weib und Kind den Flammen übergeben hätte.

Gegen so furchtbare Behauptungen blieb ich eine Zeit lang um so verlegener, als *Bakunin* andrerseits sich als wirklich liebenswürdiger, zartfühlender Mensch mir kund that. Keine meiner tief verzweifelten Besorgnisse vor der ewigen Gefährdung meiner idealen Wünsche für die Kunst schien ihm unverständlich zu bleiben. Zwar wies er es zurück, über meine Kunstpläne näher unterrichtet zu werden. Meine Nibelungenarbeiten wollte er nicht kennen lernen. Ich hatte damals, von der Lektüre der Evangelien angezogen, einen für die ideale Bühne der Zukunft entworfenen Plan zu einer Tragödie: «Jesus von Nazareth», verfasst; *Bakunin* bat mich, ihn mit der Bekanntmachung damit zu verschonen; da ich ihn durch einige mündliche Andeutungen meines Planes dafür zu gewinnen schien, wünschte er mir Glück, bat mich aber völlig inständig, *Jesus* jedenfalls als schwach erscheinen zu lassen. In Betreff der Musik rieth er mir in allen Variationen die Composition nur eines Textes an: der Tenor solle singen: «köpfet ihn», der Sopran: «hängt ihn», und der Basso continuo: «Feuer, Feuer». Nun wurde ich mir doch eines seltsam behaglichen Gefühles über diesen ungeheuerlichen Menschen bewusst, als ich ihn eines Tages dazu brachte, die ersten Scenen meines «fliegenden Holländer» von mir sich vorspielen und vorsingen zu lassen. Als ich eine Pause machte, rief er, nachdem er mich aufmerksamer, als irgend ein andrer angehört, zu: «Das ist ungeheuer schön», und wollte immer mehr davon hören. Da er das traurige Leben eines ewig Versteckten zu führen hatte, lud ich ihn des Abends manchmal zu mir ein; meine Frau setzte ihm zum Abendbrot zierlich geschnittene Wurst und Fleischstückchen vor, welche er, ohne sie nach sächsischer Weise spärlich auf das Brod zu vertheilen, sogleich haufenweise verschlang; da ich *Minna*'s Entsetzen hierüber gewahrte, machte ich mich wirklich der Schwäche schuldig, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie man bei uns sich dieser Zubereitung bediene, worauf er mir lächelnd betheuerte, er habe ja genug, man solle es ihm nur gönnen, das Vorgesetzte auf seine Weise zu verzehren. In gleicher Weise befremdete mich sein Genuss des Weines in den üblichen kleinen Gläsern; überhaupt war ihm der Wein widerwärtig, welcher das Bedürfniss nach alkoholischer Aufregung in so philisterhaft ausgedehnten und vertheilten Dosen zu befriedigen suchte, wogegen ein kräftiger

Zug Branntwein mit einem Mal und schnell diesen doch immer nur beiläufig zu erzielenden Zweck erreiche. Das Widerwärtigste in Allem war ihm das Behagen an der Ausdehnung des Genusses durch berechnete Mässigung, während einem wahren Menschen doch nur die nöthige Stillung des Bedürfnisses hieraus erwachsen dürfe, und der einzige Genuss des Lebens menschenwürdig allein in der Liebe bestehen könnte.

Wie an diesen und ähnlichen unscheinbaren Zügen es sich herausstellte, dass in diesem merkwürdigen Menschen eine völlig kulturfeindliche Wildheit mit der Forderung des reinsten Ideales der Menschlichkeit sich berührte, so waren die Eindrücke meines Umganges mit ihm schwankend zwischen unwillkürlichem Schrecken und unwiderstehlicher Angezogenheit. Ich holte ihn öfters zu meinen einsamen Wanderungen ab, auf denen er mir, da er hier seinen Verfolgern nicht zu begegnen fürchten durfte, schon der ihm nöthigen Leibesbewegung wegen, gern folgte. Meine Versuche, ihn bei den hierbei gepflogenen Besprechungen mit der Bedeutung meiner Kunsttendenzen eindringlicher bekannt zu machen, blieben, so lange wir eben das Feld der blossen Diskussion nicht verlassen konnten, ohne Erfolg. Alles diess schien ihm zu verfrüht; er wollte durchaus nicht zugeben, dass aus den Bedürfnissen der schlechten Gegenwart die Gesetze für eine Zukunft bestimmt würden, welche aus ganz anderen Voraussetzungen der gesellschaftlichen Bildung sich zu gestalten habe. Während er so schliesslich immer nur auf Zerstörung und wieder Zerstörung drang, hatte ich mich endlich zu fragen, wie mein wunderlicher Freund denn eigentlich diese Zerstörung in's Werk zu setzen gedächte; und hier traf es sich denn, dass, wie ich damals schon ahnte und es sich bald sehr klar herausstellte, bei diesem Manne der unbedingten Aktion in diesem Bezug Alles auf den bodenlosesten Voraussetzungen beruhte. Musste ich mit meinen Hoffnungen für eine künftige künstlerische Gestaltung der menschlichen Gesellschaft ihm gänzlich unpraktisch in der Luft schwebend erscheinen, so lag es bald am Tage, dass seine Annahmen in Betreff der unerlässlichen Zerstörung aller vorhandenen Kultur-Institutionen, zum Mindesten nicht weniger unbegründet waren. Dem ersten Anschein nach bedünkte es mich allerdings, als ob *Bakunin* das Centrum einer Universal-Konspiration sei; am Ende führten sich seine praktischen Pläne jedoch zunächst auf das ungefähre Vorhaben einer neuen Revolutionirung Prag's zurück, welche sich auf nichts anderes, als eine Verbindung einiger Studenten begründete. Als er glaubte, dass die Zeit des Losbruchs hierfür gekommen sei, bereitete er sich eines Abends auf die für

ihn nicht gefahrlose Reise nach Prag unter dem Schutze eines Passes für einen englischen Kaufmann vor. Hierzu musste er sein ungeheures lockiges Bart- und Haupthaar, der philisterhaftesten Kultur entsprechend, verschneiden und rasiren lassen; da hierzu kein Barbier zu verwenden war, hatte *Röckel* dessen Amt zu übernehmen; ein kleiner Kreis von Bekannten wohnte dieser Operation bei, welche mit einem stumpfen Rasiermesser unter anhaltenden Schmerzen, gegen die nur der Patient unempfindlich blieb, ausgeführt wurde. Man entliess *Bakunin* mit der Voraussetzung, ihn lebendig nicht mehr zu sehen. Nach acht Tagen war er aber bereits wieder zurück, da er erkannt, wie leichtsinnig er über die Prager Angelegenheiten unterrichtet gewesen war, und er mit nichts als einer Hand voll halb kindischer Studenten zu thun gehabt hatte. Er zog sich durch diese Bekenntnisse *Röckel*'s gutmüthigen Spott zu, und gerieth bei uns nun überhaupt in den Ruf eines Revolutionär's, welcher in der theoretischen Konspiration stehen bliebe. Ungefähr wie seine Erwartungen von den Prager Studenten haben sich später alle seine Voraussetzungen im Betreff des russischen Volkes als grundlos und auf willkürliche Annahme von der Natur der Dinge beruhend, herausgestellt, so dass ich den Ruf der ungeheuren Gefährlichkeit, in welchen dieser Mann nach jeder Seite hin gerathen war, nur aus seinen hie und da verlauteten theoretischen Ansichten, nie aber aus einem wirklichen Bekanntwerden mit seiner praktischen Thätigkeit mir zu erklären hatte. Nur sollte ich allerdings auch fast als Augenzeuge erfahren, dass sein ganz persönliches Benehmen nie einen Augenblick durch Rücksichten bestimmt wurde, wie man sie bei Denjenigen anzutreffen gewohnt ist, welchen es mit ihren Theorien nicht wahrhafter Ernst ist. Diess sollte sich bald bei dem verhängnissvollen Aufstand im Mai 1849 zeigen. —

Der Winter dieses Jahres bis zum Frühjahr 1849 war mir unter der verschiedenartigen Entwickelung meiner Lage und Stimmung, wie ich sie bezeichnet, in dumpfer Gährung verstrichen. Jener kurz erwähnte Entwurf zu einem fünfaktigen Drama «Jesus von Nazareth», gegen Neujahr, war meine letzte künstlerische Beschäftigung geblieben. Von nun an dämmerte ich unstät brütend und wunschlos erwartungsvoll dahin. Dass es mit meiner Dresdener Wirksamkeit als Künstler ein Ende hatte, auch meine dortige Stellung mir nur noch eine Last war, für deren Abschüttelung ich bloss der Nöthigung der Verhältnisse entgegen sah, lag mir klar im Bewusstsein. Auf der andern Seite drängte die ganze politische Situation Deutschland's, wie Sachsen's, auf eine unausbleibliche Katastrophe hin: mit jedem Tage rückte diese näher, und mir

behagte es, mein persönliches Schicksal mit dieser allgemeinen Lage verwachsen mir vorzustellen. Letzte entscheidende Kämpfe, wie sie durch die überall nun immer unverhüllter auftretende Reaktion absichtlich hervorgerufen zu werden schienen, standen in nächster Aussicht; ich fühlte in keiner Weise Leidenschaftlichkeit genug, um mir in diesen Kämpfen selbst eine antheilvolle Rolle zugetheilt wissen zu wollen, dagegen nur die Neigung, rücksichtslos dem Strome der Ereignisse mich zu überlassen, möge er auch hinführen, wohin es immer auch sei. Sehr eigenthümlich drängte sich nun gerade um diese Zeit ein ganz neuer, und zunächst mit zweifelhaftem Lächeln aufgenommener Einfluss in mein Schicksal: *Liszt* meldete mir im März die unter seiner Leitung bevorstehende Aufführung des «Tannhäuser» in Weimar, der ersten nach der Dresdener. Sehr bescheiden hatte er mir dieses Unternehmen nur als die Erfüllung seines persönlichen Wunsches angekündigt; um ihm einen guten Ausfall zu sichern, hatte er *Tichatscheck* für die beiden ersten Aufführungen als Gast nach Weimar geladen; dieser kehrte nun zurück, und berichtete mir von dem wahrhaft guten Erfolge, davon zu hören ich wahrhaft überrascht war. Zu meinem Honorar erhielt ich vom Grossherzog eine goldene Tabatière, welche mir bis zum Jahr 1864 persönlich gedient hat. Das war mir alles neu und seltsam, und ich blieb geneigt, in diesem, an sich so erfreulichen Vorgange, eben nur eine Episode, der Freundeslaune eines grossen Künstlers verdankt, zu sehen. Was soll mir das jetzt, frug ich mich, kommt diess zu früh oder zu spät? Doch bestimmte mich namentlich ein liebenswürdiger Brief *Liszt*'s, für den bevorstehenden Mai zur dritten Aufführung des «Tannhäuser's», welche nun, da man die Oper auf dem Repertoir zu erhalten wünschte, ganz nur mit einheimischen Kräften versucht werden sollte, auf einige Tage Weimar zu besuchen. Hierzu nahm ich mir von meiner Direktion für die zweite Woche des Mai Urlaub. Wenige Tage lagen noch vor der Ausführung dieses kleinen Vorhabens; aber diese waren verhängnissvoll. Am ersten Mai löste das neue, vom König bestellte und mit der Durchführung der Reaktion beauftragte Ministerium *Beust*, die Kammern auf. Hieraus erwuchs mir zunächst die Pflicht der Freundessorge für *Röckel* und dessen Familie. *Röckel* war bisher durch seine Eigenschaft als Deputirter in Funktion gegen die ihn bedrohende kriminalrechtliche Verfolgung geschützt gewesen. Im Augenblicke der Kammer-Auflösung war er dagegen schutzlos, und hatte sich sofort durch Flucht einer neuen Verhaftung zu entziehen. Da ich ihm hierbei wenig helfen konnte, versprach ich ihm mindestens

für das vorläufige Forterscheinen seines Volksblattes schon aus dem Grunde, weil der Ertrag desselben seiner Familie einige Unterstützung bieten sollte, Sorge zu tragen. Kaum war *Röckel* über die böhmische Grenze entflohen, als, während ich zu meiner Verlegenheit in der Druckerei mich damit abquälte, für eine Nummer des Volksblattes Stoff zu schaffen, von allen Seiten die längst erwarteten Gewitter auf Dresden sich entluden. Sturm-Deputationen, abendliche Pöbeldemonstrationen, wüthende Sitzungen der Vereine und alle die Vorläufer der Strassenentscheidung, stellten sich ein. Am 3. Mai verrieth das Aussehen der durch die Strassen wogenden Bevölkerung, dass es dahin kommen würde, wohin unstreitig man es gebracht zu sehen wünschte, da allen Landesdeputationen die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung, um welche es sich damals handelte, mit einer zuletzt ausser Gewöhnung gekommenen Bestimmtheit von der Regierung abgelehnt worden war. Ich fand mich am Nachmittag, eigentlich immer nur im Interesse des *Röckel*'schen Volksblattes, für dessen Fortbestehen ich mich aus ökonomisch-humanen Rücksichten verpflichtet fühlte, durchaus nur als Hospitant in einer Vorstandsitzung des Vaterlands-Vereines ein. Hier fesselte mich nun plötzlich die Beobachtung des Benehmens und der Fassung solcher Menschen, welche durch die Volksgunst getragen, bis dahin an die Spitze solcher Vereinigungen gestellt waren. Offenbar ging diesen Leuten der Vorgang über die Köpfe hinweg, namentlich, als der gewisse Terrorismus eintrat, welchen bei solchen Gelegenheiten die Angehörigen der niederen, thatbereiteren Volksklassen auf die Repräsentanten der demokratischen Theorien ausüben. Ich hörte da allerhand wüste Vorschläge und unschlüssige Erwiderungen durcheinander; ein Hauptthema bildete die Nothwendigkeit, auf Vertheidigung zu sinnen; Bewaffnung und Anschaffung dafür ward diskutirt, aber alles in höchster Konfusion, und als man plötzlich fand, dass man für diesmal auseinander zu gehen habe, blieb mir der Eindruck der höchsten Verwirrung zurück. Ich entfernte mich mit dem Maler *Kaufmann*, einem jüngeren Künstler, von welchem ich zuvor auf der Dresdener Kunstausstellung eine Reihe von Cartons, die «*Geschichte des Geistes*» darstellend, gesehen hatte. Vor einem dieser Cartons, welcher die Folterung eines Ketzers im spanischen Inquisitions-Gerichte vorführte, hatte ich den König von Sachsen, welcher die Ausstellung durchwanderte, beobachtet, wie er mit missbilligendem Kopfschütteln von diesem abstrusen Gegenstande sich abwandte. Mit Diesem, welcher bleich und bedenklich dem Kommenden entgegensah, mich unterhaltend, gelangte

ich auf dem Postplatze in die Nähe des nach Semper's Angabe errichteten Brunnens, als plötzlich vom nahen Thurme der Annenkirche das Zeichen zum Ausbruche mit der Sturmglocke sich vernehmen liess: «Gott, da geht's los!» rief erschüttert mein Begleiter, und verschwand sofort von meiner Seite. Ich erfuhr später noch einmal von ihm, dass er als politischer Flüchtling in Bern weile, habe ihn aber nie wieder gesehen.

Auch auf mich machte der Klang dieser aus der Nähe sich vernehmen lassenden Glocke einen entscheidenden Eindruck. Es war an einem sehr sonnigen Nachmittag, und sogleich stellte sich bei mir fast dasselbe Phänomen ein, welches Goethe beschreibt, als er die Eindrücke der Kanonade von Valmy auf seine Sinneswahrnehmung zu verdeutlichen sucht. Der ganze Platz vor mir schien von einem dunkelgelben, fast bräunlichen Lichte beleuchtet zu sein, ähnlich wie ich es bei einer Sonnenfinsterniss in Magdeburg wahrgenommen. Die dabei sich kundgebende Empfindung war die eines grossen, ja ausschweifenden Behagen's; ich fühlte plötzlich Lust, mit irgend etwas, sonst für wichtig gehaltenem zu spielen; so gerieth ich, vermuthlich wegen der Nähe des Platzes, zunächst auf den Einfall, in *Tichatscheck*'s Wohnung den von ihm, als passionirtem Sonntagsjäger, gepflegten Schiessgewehren nachzufragen; ich traf dort nur seine Frau an, da er selbst auf einer Urlaubsreise begriffen war; ihre Angst vor den bevorstehenden Ereignissen stimmte mich zur ausgelassensten Heiterkeit; ich gab ihr den Rath, die Jagdgewehre ihres Mannes, welche sehr leicht bald von dem Pöbel requirirt werden könnten, dadurch in Sicherheit zu bringen, dass sie dieselben dem Comité des Vaterlandsvereins gegen Certifikat zur Disposition stellte. Ich habe später erfahren, dass meine hierbei geäusserte excentrische Laune in bedenklichster Weise zum Verbrechen angerechnet worden ist. Jetzt begab ich mich wieder in die Strassen, um nachzusehen, was ausser Glockengeläute und gelblicher Sonnenverfinsterung denn eigentlich in der Stadt los wäre. Ich gelangte zunächst auf den alten Markt, und beachtete dort eine Gruppe, in welcher lebhaft perorirt wurde. Zu meinem fast angenehmen Erstaunen gewahrte ich Mme *Schröder-Devrient*, welche soeben aus Berlin anlangend vor einem Hôtel abgestiegen, und von den ihr sofort zukommenden Nachrichten, dass man bereits auf das Volk geschossen habe, im höchsten Grade aufgeregt war. Sie hatte soeben in Berlin einem mit den Waffen unterdrückten Aufstandsversuche zugesehen, und war nun empört, in ihrem friedlichen Dresden, wie sie meinte, dasselbe wiederfinden zu müssen. Da sie von

der höchst stumpfsinnigen Masse, welche ihren leidenschaftlichen Auslassungen mit unsinnigem Behagen zuhörte, zu mir sich abwandte, schien sie befriedigt zu sein, Jemanden zu finden, an den sie den Aufruf richten konnte, nach Kräften den widerwärtigen Vorgängen zu wehren. Ich traf sie des andern Tags noch bei meinem alten Freund *Heine*, in dessen Wohnung sie sich geflüchtet hatte; dort beschwor sie mich, da sie an mir Kaltblütigkeit wahrnahm, von Neuem, alles aufzubieten, um dem unsinnigen, volksmörderischen Kampfe mit Allem, was mir zu Gebote stehe, zu wehren. Aus ihrem Benehmen bei dieser Gelegenheit, so erfuhr ich später, ist Frau *Schröder-Devrient* die Anklage auf Hochverrath wegen Volksaufreizung erwachsen; sie hatte auf dem Wege des Prozesses ihre Unschuld darzuthun, um ihre durch langjährige Dienste als Dresdener Opernsängerin kontraktlich ihr zugesicherte Pension unangefochten sich zu erhalten.

An jenem dritten Maitage wendete ich mich nun unmittelbar nach derjenigen Stadtgegend, von welcher unheimliche Gerüchte über blutige Konflikte soeben zu mir gelangt waren. So viel ich nachher erfuhr, war es über eine Ablösung der Bürgerwache vor dem Zeughause zu thatsächlichen Diskussionen zwischen der bürgerlichen und militärischen Gewalt gekommen, welche von einem verwegen angeführten Volkshaufen zur gewaltsamen Besitznahme dieses Waffenplatzes hatten benutzt werden sollen. Gegen diesen war mit grosser soldatischer Bravour durch Lösung einiger mit Kartätschen geladener Geschütze verfahren worden. Als ich dem Schauplatze dieser Vorfälle durch die Rampische Gasse mich näherte, begegnete ich einer Kompagnie der Dresdener Kommunalgarde, welche, wie es scheint, gänzlich unschuldig der Wirkung jenes Feuers ausgesetzt gewesen war. Mir fiel einer der Bürgergardisten auf, welcher, von seinem Kameraden sorgsam unter'm Arm gefasst, hastig weiter zu marschiren sich bemühte, trotzdem sein rechtes Bein willenlos umherzuschlottern schien; Einige aus dem Volke riefen: «der blutet ja», als sie die von ihm nachgelassenen Tropfen auf dem Pflaster gewahrten. Dieser Anblick wirkte höchst aufregend auf mich, ich begriff plötzlich den jetzt von allen Seiten von mir gehörten Ruf: «Zu den Barrikaden, zu den Barrikaden»; mechanisch getrieben folgte ich dem Strome, welcher sich wieder dem Rathhaus auf dem alten Markte zu bewegte. Während der ungeheuren Aufregung auf den Strassen bemerkte ich besonders eine, strassenbreit durch die Rosmaringasse dahinschreitende, höchst bedeutungsvolle Gruppe, welche mich, wenn auch diesmal mit einiger Uebertreibung, an diejenige Gesellschaft erinnerte, welche mich damals vor dem Theater

um freies Entrée zu »Rienzi« gebeten; auch ein Buckeliger war dabei, und diesen, der mich sofort an den *Goethe*'schen «Vansen» im «Egmont» erinnerte, sah ich, während rings der aufrührerische Ruf ertönte, mit seltsamem Behagen die langgestreckten Hände vor endlich, nach langer Erwartung eintretender, revolutionärer Freude sich reiben. Von hier an entsinne ich mich ganz deutlich, durch das Unerhörte des Schauspiels mich angezogen gefühlt zu haben, ohne je das Verlangen zu empfinden, in Reih' und Glied unter die von mir beobachteten Streiter mich zu stellen. Die Aufregung der beobachtenden Theilnahme steigerte sich aber mit jedem Schritt, zu dem es mich nun trieb: so wusste ich mich, ohne unter dem wilden Haufen beachtet zu werden, bis in die Sitzungssäle des Rathes der Stadt selbst zu drängen; es schien, als ob es sich hier um eine übereinstimmende Handlung mit den Stadtverordneten handle; auch in den Sitzungssaal dieser wusste ich mir unbeachtet Eintritt zu verschaffen: was ich da wahrnahm, war allgemeine Auflösung und Rathlosigkeit. Während nun der Abend und die Nacht hereinbrach, wanderte ich durch die jetzt schnell, meistens durch Marktbuden aufgeworfenen Barrikaden, langsam nach meiner Wohnung in der entfernten Friedrichstadt zurück, um des andern Morgens mich zur Fortsetzung meiner beobachtenden Theilnahme an den unerhörten Ereignissen wiederum in das Centrum der Stadt aufzumachen. Es war Donnerstag der 4. Mai, an welchem ich das Rathhaus in der allmählich immer mehr heraustretenden Eigenschaft des Sitzes einer revolutionären Bewegung antraf. Die Nachricht, dass der König mit dem gesammten Hof, auf den Rath seines Ministers *Beust*, das Schloss verlassen, und zu Schiff auf der Elbe nach der Festung Königstein abgereist sei, erfüllte denjenigen Theil der Bevölkerung, welcher auf ein friedliches Abkommen mit dem Monarchen gerechnet hatte, mit höchstem Schreck. Unter solchen Umständen sah sich der Stadtrath nicht mehr der Situation gewachsen, und trug selbst zur Berufung der noch in Dresden anwesenden Mitglieder der sächsischen Kammer bei, welche nun in dem Rathhause sich versammelten, um über die jetzt zum Schutze des aufgelöst dünkenden Staatswesen's nöthig erscheinenden Maassregeln Beschluss zu fassen. Eine Deputation wurde an das Ministerium abgesandt, und kehrte von dort mit dem Bescheid zurück, das Ministerium sei nicht aufzufinden. Zugleich bestätigte sich von allen Seiten die Kunde davon, dass nach einem im Voraus abgeschlossenen Vertrage Truppen des Königs von Preussen einrücken würden, um Dresden zu occupiren. Jetzt herrschte nur ein Ruf nach zweckmässigen Maassregeln gegen diesen Einmarsch fremder Truppen. Da

zu gleicher Zeit die Nachrichten des Erfolges der deutschen Bewegung in Würtemberg eintrafen, wo die Truppen selbst durch ihre parlamentsgetreue Erklärung die Absicht der Regierung in der Weise vereitelt hatten, dass diese willenlos der Anerkennung der deutschen Reichsverfassung sich hatte fügen müssen, entstand unter unseren im Rathhaus versammelten Politikern die Meinung, auch hier könne die Sache sich noch friedlich gestalten, wenn es möglich sei die sächsischen Truppen zu einer ähnlichen Haltung zu veranlassen, da hierdurch der König in die heilsame Nothwendigkeit versetzt sein würde, mindestens als guter Patriot der preussischen Occupation seines Landes zu widerstehen. Somit schien alles darauf anzukommen, den noch in Dresden stehenden sächsischen Truppentheilen den Begriff der entscheidenden Wichtigkeit ihrer Haltung beizubringen: da ich hierin die einzige Hoffnung auf einen ehrenvollen Frieden in dem Chaos der sinnlosesten Wirrnisse vor mir sah, gestehe ich, dass ich dieses einzige Mal mich so weit verleiten liess, eine, wenn auch durch den Erfolg gänzlich fruchtlos herausgestellte, Demonstration zu veranlassen. Ich brachte nämlich den Drucker des Röckel'schen Volksblattes, um welches es doch nun gethan war, dahin, alles was er von Typen auf die nächste Nummer desselben zu verwenden gehabt haben würde, im allergrössesten Format auf einen einzigen Streifen Papier zusammen zu fassen, auf welchem nur die Worte zu lesen sein sollten: »Seid ihr mit uns gegen fremde Truppen?« Diese Blätter wurden wirklich auf diejenigen Barrikaden, auf welche man zunächst des Angriffes gewärtig sein musste, geheftet. Sie sollten den sächsischen Truppen, falls sie zuerst zum Angriffe geführt würden, ihr Verhalten vorzeichnen. Natürlich wurden diese Plakate von Niemandem beachtet als von späteren Denuncianten. Für diesen Tag verlief im Uebrigen Alles in verwirrten Verhandlungen und wüsten Aufregungen, ohne irgend eine Klarheit in die Lage zu bringen. Die verbarrikadirte Altstadt Dresden's bot für den Beobachter genug des Interessanten, und mir, der ich nun immer verwunderungsvoll der Bewegung zu wirklichem Widerstand folgte, war es einzig zerstreuend, plötzlich *Bakunin* aus seinem bisher sorgsam gewahrten Versteck, im schwarzen Frack, über diese Hindernisse des Strassenverkehres daher wandeln zu sehen. Gar sehr irrte ich mich aber, da ich glaubte das von ihm Wahrgenommene müsse ihn unterhalten; er gewahrte in allen angetroffenen Vertheidigungsmaassregeln bloss die kindische Unvollkommenheit derselben, und erklärte, in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Dresden für sich nur das einzige Angenehme zu erkennen, dass er sich jetzt vor der Polizei

nicht mehr zu hüten habe, und ungestört an sein Weiterkommen denken könne; denn hier, so vermeinte er, sei unter so schlaffen Verhältnissen, jedenfalls keine Verlockung zur Betheiligung für ihn vorhanden. Während er sich mit der Cigarre herumtrieb, um über den naïven Stand der Dresdener Revolution sich lustig zu machen, fesselte mich der Anblick der vor dem Rathhaus, auf den Appell ihres Commandanten, im Gewehr versammelten Communal-Garde. Aus einem besonders begünstigten Corps derselben, der sogenannten Schützen-Compagnie, trat ausser *Rietschel*, welcher in grosser Aengstlichkeit über den Charakter der Bewegung war, auch *Semper* auf mich zu. Er schien anzunehmen, ich sei näher in die Vorgänge eingeweiht, und betheuerte mir, sich in einer sehr schwierigen Lage zu fühlen. Die Elite-Compagnie, zu welcher er gehöre, sei von entschiedenem demokratischen Geiste erfüllt; da er nun vermöge seiner Professur bei der Akademie der Künste eine besondre Stellung einnehme, wisse er nicht, wie er den, von ihm übrigens getheilten, Geist seiner Compagnie mit seinem Charakter als Staatsbürger in Uebereinstimmung bringen sollte. Das Wort »Staatsbürger« wirkte unwiderstehlich komisch auf mich; ich sah nur *Semper* scharf in die Augen und wiederholte das Wort: «Staatsbürger!» — worauf dieser, mit einem sonderbaren Lächeln erwiderte, indem er sich für diessmal ohne weitere Explikation von mir entfernte.

Des anderen Tages (Freitag den 5. Mai), wo ich mich wieder mit meiner sonderbar leidenschaftlichen Theilnahme als Beobachter der Vorgänge auf dem Rathhause einstellte, nahmen nun die Dinge eine entscheidende Wendung an. Der Rumpf der hier versammelten Vertreter des sächsischen Volkes fand es gerathen, da für Verhandlungen faktisch eine sächsische Regierung nicht mehr anzutreffen war, aus sich selbst eine provisorische Regierung zu constituiren. Professor *Köchly* wurde, seiner grossen rhetorischen Fähigkeiten wegen, zum Proklamator dieser Regierung bestellt; vom Balkon des Rathhauses herab vollzog er diesen feierlichen Akt, gegenüber dem auf dem Platze versammelten treu gebliebenen Reste der Communal-Garde und den nicht übermässig zahlreichen Schaaren des Volkes. Zugleich ward die deutsche Reichsverfassung als zu Recht bestehend proklamirt, und die bewaffnete Volksmacht auf dieselbe vereidigt. Ich entsinne mich, dass diess alles durchaus keine erhebende Wirkung auf mich machte; wogegen die von Neuem mir geäusserten Bedenken des immer umher schweifenden *Bakunin*, über die Nichtigkeit all' dieser Dinge, allmählich mir immer verständlicher wurden. Selbst von rein technischer Seite wurden diese

Bedenken bestätigt, als zu meinem lächelnden Erstaunen *Semper*, in voller Uniform als Bürger-Schütze mit dem Bannerhute, auf dem Rathhause nach mir verlangte, und mich von der höchst fehlerhaften Construktion der Barrikade an der Wildstrufergasse und der sie flankirenden Brüdergasse in Kenntniss setzte. Um sein artistisches Gewissen als Ingenieur zu beruhigen, wies ich ihn an, in das Kabinet der für die Vertheidigung ernannten militairischen Commission einzutreten. Er folgte meiner Empfehlung wie im Gefühle einer zu erfüllenden Pflicht; vermuthlich erhielt er dort die nöthige Autorisation zur Anleitung des wichtigen Baues der Vertheidigungsarbeiten auf jenem schlecht verwahrten Punkte. Ich habe ihn seitdem in Dresden nicht wiedergesehen, muss aber annehmen, dass er mit dem künstlerischen Pflichtgefühl eines Michel Angelo oder Leonardo da Vinci den in jenem Comité ihm aufgetragenen strategischen Arbeiten als gewissenhafter Architekt nachgekommen ist.

Im Uebrigen verging dieser Tag unter fortgesetzten Verhandlungen über den Waffenstillstand, welcher bis zu dem folgenden Mittag mit dem sächsischen Commando abgeschlossen worden war; hierbei bemerkte ich die besonders laute Thätigkeit eines ehemaligen Universitätsfreundes, des damaligen Advokaten *Marschall von Bieberstein*, welcher in seiner Eigenschaft als höherer Officier der Dresdener Communal-Garde sich unter dem Lärm einer starken Schaar von Mit-Rednern durch gränzenlosen Eifer vortheilhaft auszeichnete. Auch wurde an diesem Tage in einem ehemaligen griechischen Obersten *Heinz* ein Commandant für die Dresdener Streitkräfte bestellt. Alles diess erschien jedoch *Bakunin*, der sich immer einmal wieder blicken liess, nicht beruhigend; während von Seiten der provisorischen Regierung Alles auf die Hoffnung gesetzt war, durch moralischen Druck den Konflikt zur friedlichen Lösung zu bringen, sah er mit klarem Blicke das Gegentheil eines wohl überlegten militairischen Angriffes von Seiten der erwarteten Preussen voraus, und meinte dass dem wiederum nur durch gute strategische Maassregeln zu begegnen sei, wesshalb er, da es dem sächsischen Aufstande an allen militairischen Capacitäten zu mangeln schien, die Acquisition einiger erfahrenen polnischen Officiere, welche sich in Dresden befanden, eindringlich anrieth. Hiervor entsetzte sich alles; dagegen schien man viel von Unterhandlungen mit der in den letzten Zügen liegenden Reichsgewalt in Frankfurt zu erwarten; Alles sollte nach dem parlamentarischen Begriff so legal wie möglich vor sich gehen. Im Uebrigen verstrich die Zeit gemüthlich; am herrlichen Frühlingsabend promenirten vor-

nehme Damen mit ihren Kavalieren durch die verbarrikadirten Strassen; Alles schien nur ein Schauspiel zur Unterhaltung zu sein. Auch mich erfasste diesem ungewohnten Anblick gegenüber ein völliges Behagen, in welches sich die ironische Vorstellung davon mischte, dass das alles doch wohl nicht rechter Ernst sei, und schliesslich irgend eine gemüthliche Proklamation der Regierung ein Ende machen müsste. So schlenderte ich mit wohlgemuthem Zögern durch die zahlreichen Verhaue spät nach meiner fernen Wohnung zurück, und arbeitete unterwegs in mir den seit einiger Zeit mich beschäftigenden Stoff zu einem Drama «Achilleus» aus. Zu Haus traf ich meine beiden Nichten *Klara* und *Ottilie Brockhaus*, die Töchter meiner Schwester *Luise*, welche, seit einem Jahre bei einer Erzieherin in Dresden verweilend, durch ihren allewöchentlichen Besuch und die dabei kundgegebene gute Laune mich erfreut hatten. Hier war Alles in der behaglichsten Revolutionslaune; man sympathisirte mit den Barrikaden, und trug kein Bedenken den Vertheidigern derselben den Sieg zu wünschen. Diese Stimmung hielt unter dem Schutz des Waffenstillstandes den ganzen Freitag (5. Mai) ungetrübt an. Von allen Seiten trafen Nachrichten ein, welche an eine allgemeine Erhebung Deutschland's glauben liessen: Baden, die Pfalz, waren in offener Empörung für das Reich begriffen; von einzelnen Städten, wie Breslau, drangen ähnliche Gerüchte her; in Leipzig hatten sich Freicorps von Studenten zum Zuzug nach Dresden gebildet; diese langten unter dem Jubel der Bevölkerung an; auf dem Rathhause war ein vollständiges Vertheidigungs-Departement organisirt, in welchem sich auch der in seinen Intentionen für die Aufführung des «Lohengrin» gleich mir verunglückte jüngere *Heine* befand; namentlich aus dem sächsischen Erzgebirge stellten sich lebhafte Zustimmungen und Ankündigungen von wehrhaften Zuzügen ein, und so glaubte man, wenn nur die eigentliche Altstadt tüchtig mit Barrikaden besetzt blieb, dem Schicksal der fremden Occupation mit gutem Erfolge Trotz bieten zu können. — Am Sonnabend, den 6. Mai früh, sah man nun ein, dass die Sache ernster werde; die preussischen Truppen waren in der Neustadt eingerückt, und das sächsische Militär, mit welchem man den Angriff zu wagen doch nicht für räthlich gehalten hatte, ward so in strenger Fahnenpflicht erhalten. Am Mittag ging der Waffenstillstand zu Ende, und sogleich eröffneten die Truppen, von mehreren Geschützen unterstützt, den Angriff auf eine der Hauptpositionen der Volkskämpfer, am Neumarkt. Noch hatte ich keinen anderen Glauben, als dass, sobald es zum wirklichen Kampfe käme, die Sache in kürzester Frist



entschieden sein würde, da weder in meiner Stimmung, noch in dem was ich sonst wahrnahm, jener leidenschaftliche Ernst sich zeigte, ohne welchen so harte Proben nie überstanden worden sind. Mir war es nun peinlich, während ich das starke Schiessen vernahm, nichts von dem Vorgange selbst wahrnehmen zu können, und ich gerieth auf den Gedanken, hierzu den Kreuzthurm zu besteigen. Ohne auch von dieser Höhe herab einen klaren Einblick gewinnen zu können, vernahm ich doch genug, um nach einer Stunde heftigen Feuerns die bis dahin immer vorgerückten Geschütze der preussischen Truppen wieder zurückgehen und endlich gänzlich verstummen zu hören, was mit einem ungeheuren Jubelgeschrei von der Volksseite her begleitet wurde: somit schien der erste Angriff abgeschlagen; und nun begann in mir die Theilnahme an den Vorgängen eine immer leidenschaftlichere Farbe anzunehmen. Um nähere Erkundigung einzuziehen, eilte ich auf das Rathhaus zurück, konnte aber zunächst aus der ungeheuren Verwirrung, welche ich vorfand, mir nichts entnehmen, bis ich endlich mitten unter der Hauptgruppe *Bakunin* antraf, welcher mit ungemeiner Präcision mir folgendes berichtete: — es sei von dem bedrohtesten Punkte einer Barrikade am Neumarkt der Bericht nach dem Hauptquartier gelangt, dass dort vor dem Angriffe der Truppen Alles in Auflösung begriffen sei; hierauf hatte mein Freund *Marschall von Bieberstein* mit *Leo von Zichlinsky*, einem gleich betheiligten Chargirten der Bürgerwehr, Freiwillige aufgerufen, und diese nach dem bedrohten Punkte hingeführt. Ohne alle Waffen und mit entblösstem Haupte, hatte der Freiberger Kreis-Amtmann *Heubner* als einziges auf dem Flecke gebliebenes Mitglied der provisorischen Regierung, deren beide andere Häupter *Todt* und *Tschirner* im ersten Schreck verschwunden waren, sich zuerst auf die bereits von allen Vertheidigern verlassene Barrikade gestellt, um, rückwärts gewandt die Freiwilligen mit erhabenen Worten zur Nachfolge anzufeuern. Der Erfolg war vollständig, die Barrikade ward wieder genommen, und von da herab ein eben so unerwartetes als energisches Feuer auf die Truppen gerichtet, wodurch der von mir wahrgenommene Rückzug derselben veranlasst worden war. Diesem Auftritte hatte *Bakunin*, welcher den Freiwilligen gefolgt war, in unmittelbarer Nähe beigewohnt; jetzt erklärte er mir, *Heubner* möge eine noch so bornirte politische Meinung haben (er gehörte der gemässigten Linken der sächsischen Kammer an), er sei ein edler Mensch, dem er sich sofort mit seinem Kopfe zur Verfügung gestellt habe. Dieses Beispiel habe er nur erleben wollen, um nun zu wissen was für ihn zu thun sei; er sei entschlossen,

seinen Hals daran zu wagen, und nach nichts weiter zu fragen. Auch *Heubner* mochte nun die Nothwendigkeit der energischesten Maassregeln erkannt haben, und schreckte vor keinem hierauf zielenden Vorschlage *Bakunin*'s mehr zurück. Dem Commandanten, dessen Unfähigkeit sich wohl schnell herausgestellt hatte, wurde der Kriegsrath erfahrener polnischer Officiere zur Seite gesetzt; *Bakunin*, der von der eigentlichen Strategie nichts zu verstehen erklärte, verliess das Rathhaus und *Heubner* nicht mehr, um nach jeder Seite hin mit merkwürdiger Kaltblütigkeit Rath und Auskunft zu ertheilen. Der Kampf beschränkte sich für den Rest des Tages auf Scharfschützen-Geplänkel aus den verschiedenen Positionen; mich reizte es, wieder den Kreuzthurm zu besteigen, um immer den grösst möglichen Ueberblick über die Gesamtheit der Vorgänge zu haben. Um von dem Rathhause dahin zu gelangen, war eine Strecke zu durchschreiten, welche fortgesetzt durch die Flintenkugeln der im königlichen Schloss postirten Truppen bestrichen wurde. Während diese Strecke ganz menschenleer blieb, gab ich dem übermüthigen Reize nach, sie auf meinem Weg nach dem Kreuzthurm langsamen Schrittes zu durchschreiten, wobei es mir zugleich einfiel, dass es jungen Soldaten gerathen wird bei solchen Gelegenheiten sich nie hastig zu benehmen, weil diess die Kugeln auf sich zöge. Auf meinem erhabenen Posten angelangt, traf ich dort mit Mehreren zusammen, welche theils durch gleiche Theilnahme, theils durch den Auftrag des aufständischen Commando's zum Recognosciren der feindlichen Bewegung veranlasst, sich dort eingefunden hatten. Unter ihnen machte ich die nähere Bekanntschaft mit einem Lehrer *Berthold*, einem ruhigen sanften, aber überzeugungsvollen, entschlossenen Menschen, mit welchem ich mich in ernsthafter philosophischer Diskussion bis in die weitesten Gebiete der Religion verlor. Zugleich war er aber mit völlig häuslicher Sorgfalt darauf bedacht, uns durch geschickte Placirung und Befestigung einer dem Thürmer abgewonnenen Strohmatratze, gegen die Spitzkugeln der preussischen Scharfschützen zu bewahren, welche, auf dem entfernteren Thurme der Frauenkirche postirt, die von uns okkupirte feindliche Höhe sich zum Zielpunkt erkoren hatten. Es war mir unmöglich, von meinem interessanten Zufluchtsorte beim Einbruche der Nacht mich nach Haus aufzumachen, und ich bestimmte daher den Thürmer, seinen Gehülfen mit einigen Zeilen an meine Frau nach Friedrichstadt abzuschicken, und zugleich mir einigen nöthigen Proviant von ihr zu erbitten. So verbrachte ich in der unmittelbaren Nähe der schrecklich dröhnenden Thurmglocke, und unter beständigem Anprallen

der preussischen Kugeln gegen die Mauern des Thurmes eine der merkwürdigsten Nächte meines Lebens, abwechselnd mit *Berthold* Wache und Schlaf theilend. Der Sonntag (7. Mai) war einer der schönsten Tage dieses Jahres; ich wurde durch den Gesang einer Nachtigall geweckt, welcher aus dem unweiten *Schütze*'schen Garten zu uns herauf drang; eine selige Ruhe und Stille lag über der Stadt und der, von meinem Standpunkt aus übersehenen, weiten Umgegend Dresden's; nur gegen Sonnenaufgang senkte sich ein Nebel auf diese letztere herab: durch ihn vernahmen wir plötzlich, von der Gegend der Tharander Strasse her, die Musik der Marseillaise klar und deutlich zu uns herdringen; wie sie immer mehr sich näherte zerstreuten sich die Nebel, und hell beschien die glutroth aufgehende Sonne die blitzenden Gewehre einer langen Colonne, welche von dort her der Stadt zuzog. Es war unmöglich dem Eindrucke dieser andauernden Erscheinung zu wehren; dasjenige Element, welches ich so lange im deutschen Volke vermisst, und auf dessen Kundgebung verzichten zu müssen nicht wenig zu den bisher mich beherrschenden Stimmungen beigetragen hatte, trat plötzlich sinnfällig in lebensfrischester Farbe an mich heran; es waren diess nicht weniger als einige Tausend gut bewaffneter und organisirter Erzgebirger, meist Bergleute, welche zur Vertheidigung Dresden's herangekommen waren. Bald sahen wir sie auf dem Altmarkte, dem Rathhaus gegenüber, aufmarschiren, und nach jubelnder Bewillkommung dort zur Erholung vom Marsche sich lagern. Gleiche Zuzüge setzten sich fast den ganzen Tag über fort; und der Lohn der tapferen That des vorigen Tages schien sich jetzt in erhebender Weise einstellen zu wollen. Im Angriffsplane der Truppen schien eine Veränderung eingetreten zu sein, was aus den mehrseitigen, aber nicht mehr so konzentrirten Attaken auf verschiedene Punkte zugleich sich erkennen liess. Die Zugezogenen hatten vier kleine Kanonen mitgebracht, das Eigenthum eines Herrn *Thade von Burgk*, welcher mir früher durch eine sehr wohlwollende, aber bis zur Lächerlichkeit langweilige Rede beim Stiftungsfest der Dresdener Liedertafel bekannt geworden war; woran es mich, da nun sein Geschütz von den Barrikaden gegen die Truppen abgefeuert wurde, sonderbar ironisch gemahnte. Einen ungleich bedeutungsvolleren Eindruck erhielt ich aber, als ich gegen eilf Uhr das alte Opernhaus, in welchem ich vor wenigen Wochen noch die letzte Aufführung der neunten Symphonie dirigirt hatte, in hellem Brand aufgehen sah. Von je, wie ich gelegentlich schon erwähnt, war die Feuergefährlichkeit dieses mit Holz und Leinwand angefüllten,

seiner Zeit nur provisorisch errichteten Gebäudes, der schreckende Gegenstand der Befürchtung der Besucher gewesen. Man sagte mir, es sei, um einem gefährlichen Angriffe der Truppen von dieser blossgelegten Seite her zu begegnen, und zugleich die berühmte *Semper*'sche Barrikade vor einer übermächtigen Ueberrumpelung zu schützen, aus strategischen Gründen in Brand gesteckt worden: woraus ich mir entnahm, dass derlei Gründe in der Welt ein für allemal mächtiger als ästhetische Motive blieben, aus welchen seit langer Zeit vergeblich nach Abtragung dieses hässlichen, den eleganten Zwinger so arg entstellenden Gebäudes, verlangt war. Von so ungemein leicht brennbarem Stoff angefüllt, brach dieses, in seinen Dimensionen sehr imposante Haus, in kürzester Zeit in ein ungeheures Flammenmeer aus. Als dieses auch die Metalldächer der anliegenden Galerien des Zwingers erreichte, und diese in wunderbar bläulichen Flammenwellen zu wogen begannen, äusserte sich unter uns Zuschauenden das erste Bedauern über den Vorgang; man glaubte, das Naturalienkabinet sei bedroht; Andere dagegen bewiesen, es sei die Rüstkammer, wogegen ein Bürger-Schütz äusserte: in diesem Fall sei es nicht Schade wenn dort die «ausgestopften Adeligen» verbrennten. Es schien aber, dass man aus Kunsteifer dem Weitergreifen des Brandes zu wehren wusste, welcher in Wahrheit dort nur geringen Schaden angerichtet hatte. — Endlich füllte sich unser, bis dahin verhältnissmässig ziemlich ruhiges, Observations-Asyl mit immer grösseren Schaaren von Bewaffneten, welche hieher kommandirt waren, um von der Kirche aus den Zugang nach dem alten Markt, dessen Angriff von der Seite der schlecht verwahrten Kreuzgasse her man befürchtete, zu vertheidigen. Unbewaffnete hatten nun hier nichts mehr zu suchen; ausserdem war mir eine Botschaft meiner Frau zugekommen, welche nach ausgestandener schrecklicher Beängstigung mich nach Hause rief. Nur mit grosser Mühe, und unter den zeitraubendsten Schwierigkeiten, gelang es mir auf allerhand Umwegen in meine abgelegene Vorstadt, von welcher ich durch die kampferfüllten Theile der Stadt, und namentlich durch eine Kanonade vom Zwinger aus, abgeschnitten war, zurückzugelangen. Meine Wohnung war ganz erfüllt von aufgeregten Frauenzimmern, welche sich um *Minna* versammelt hatten, darunter die Schreck-verstörte Frau *Röckel*'s, welche ihren Mann im dicksten Kampfe vermuthete, da sie wohl annahm, dass er auf die Nachricht des Dresdener Aufstandes hin zurück gekehrt sein möchte. Wirklich hatte ich auch gehört, dass *Röckel* an diesem Tage eingetroffen sei, jedoch ihn selbst noch nicht zu sehen bekommen. Ausserdem er-

heiterten mich wieder meine jungen Nichten, welche vor Freude über das Schiessen in die übermüthigste Laune gerathen waren, welche selbst meine Frau, nachdem ich sie über mich persönlich beruhigt hatte, einigermaassen ansteckte. Alle hatten sich über den Bildhauer *Hänel* geärgert, welcher durchaus das Haus immer gesperrt halten wollte, damit dort keine Revolutionäre eindrängen; über seine Furcht, namentlich vor den Sensenmännern, welche sich auf der Strasse gezeigt hatten, machten sich alle Frauenzimmer ausnahmslos lustig. So verging dieser Sonntag wie eine Art von freudigem Familienfest.

Am folgenden Morgen des Montags, 8. Mai, versuchte ich von meiner, vom Kampfplatz abgeschnittenen Wohnung aus, um Erkundigungen über den Stand der Dinge willen, nochmals bis zum Rathhause vorzudringen. Als ich hierbei über eine Barrikade bei der Annenkirche mich verfügte, rief mir ein Communal-Gardist die Worte zu: «Herr Kapellmeister, der Freude schöner Götterfunken hat gezündet, das morsche Gebäude ist in Grund und Boden verbrannt». Offenbar war diess ein begeisterter Zuhörer der letzten Aufführung der neunten Symphonie gewesen. Auf mich wirkte dieses Pathos, welches so unerwartet mich betraf, seltsam kräftigend und befreiend. Ein wenig weiter traf ich in einsamen Gassen der Plauen'schen Vorstadt auf den Kammermusikus *Hiebendahl*, den jetzt noch sehr belobten ersten Oboebläser der k. Kapelle; er war in der Uniform der Communal-Garde, jedoch ohne Gewehr, und plauderte mit einem gleich ausgerüsteten Bürger. Da er meiner ansichtig wurde, glaubte er zunächst meine Intervention gegen *Röckel* anrufen zu müssen, welcher, von einer revolutionären Ordonanz begleitet, in diesem Quartier Haussuchung nach Gewehren anstellte. Da er sogleich meine theilnehmende Frage nach *Röckel* selbst vernahm, schrack er zurück, und frug mich in höchster Besorgniss: «aber, Herr Kapellmeister, denken Sie denn gar nicht an Ihre Stellung, und was Sie, wenn Sie sich so aussetzen, verlieren können?» Diese Ermahnung wirkte höchst drastisch auf mich; ich brach in ein lautes Gelächter aus, und erklärte dass es damit nicht viel auf sich habe. In der That sprach ich hiermit den Grundton meiner lange verhaltenen, und nun fast zu freudigem Ausbruch kommenden Stimmung aus. Da sah ich *Röckel* mit zwei Männern der Volkswehr, welche einige Gewehre trugen, auf mich zukommen. Er begrüsste mich freundlichst, wandte sich aber sofort an *Hiebendahl* und dessen Nachbar mit der Vermahnung: warum er denn im Bürgerwehrrock hier so herum lungere, und nicht auf seinem Posten stünde? Da *Hiebendahl* sich damit entschuldigte, dass man

von ihm das Gewehr requirirt habe, rief ihm jener zu: «Ihr seid mir schöne Kerle!» und liess ihn lachend stehen. Er berichtete mir kurz beim Weitergehen, was sich, seit ich ihn nicht gesehen, mit ihm begeben, erliess mir den Bericht über sein Volksblatt, und wir beide wurden bald durch eine stattliche Truppe wohlbewaffneter jugendlicher Turner unterbrochen, welche so eben von aussen zugezogen kam, und den sicheren Weg nach seinem Sammelplatz geführt zu werden begehrte. Der Anblick dieser, wohl mehrere Hunderte zählenden, Schaar jugendlichster und fest daher schreitender Gestalten konnte den erhebendsten Eindruck auf mich nicht verfehlen; *Röckel* übernahm es, über die Barrikaden sie sicher zu dem Waffenplatze vor dem Rathhause zu begleiten. Er klagte hierbei noch über den Mangel der rechten Energie, den er bisher bei den Commandirenden angetroffen habe. Er habe vorgeschlagen, die gefährdetsten Barrikaden für den äussersten Fall durch Anzündung von Pech-Kränzen zu vertheidigen; vor dem blossen Worte sei aber die provisorische Regierung in sittlichen Schreck gerathen. — Ich liess ihn seines Weges ziehen, um als Einzelner auf kürzerem Pfade zum Rathhause zu gelangen, und habe ihn seitdem erst nach 13 Jahren wiedergesehen. Dort erfuhr ich nun von *Bakunin*, dass die provisorische Regierung auf seinen Rath sich entschlossen habe, die von Anfang herein gänzlich verwahrloste, und somit auf die Länge unhaltbare Position in Dresden aufzugeben, und einen bewaffneten Rückzug nach dem Erzgebirge anzutreten, wo die von allen Seiten, namentlich auch von Thüringen herbeiströmenden Zuzüge, sich in solcher Stärke zu sammeln anliessen, dass dort wohl die vortheilhafte Position zu einem, ohne Zweifel beginnenden, deutschen Volkskriege einzunehmen sein würde, während das längere Festhalten der einzelnen verbarrikadirten Strassen Dresden's dem so muthig geführten Kampfe doch nur den Charakter einer städtischen Emeute belassen würden. Ich muss gestehen, dass dieser Gedanke mir grossartig und bedeutend erschien: war bis hierher durchaus nur die Theilnahme für einen, anfangs mit fast ironischer Ungläubigkeit, dann mit Ueberraschung aufgenommenen Vorgang, angeregt gewesen, so dehnte sich jetzt bald vor meinen Blicken das bisher Unbegreifliche zu einer grossen und hoffnungsvollen Bedeutung aus. Ohne in mir den Drang, und namentlich den Beruf zu fühlen, in irgend welcher Weise mir eine Rolle oder Funktion hierbei zugetheilt zu sehen, liess ich doch nun mit vollem Bewusstsein jede Rücksicht auf meine persönliche Lage fahren, und beschloss, mich dem Strome der Ereignisse nach der Richtung zu überlassen, in welche meine Lebensstimmung

mit verzweiflungsvollem Behagen mich hingetrieben hatte. Doch wollte ich meine Frau nicht hülflos in Dresden zurücklassen, und schnell erfand ich das Auskunftsmittel, um sie von dort hinweg in die von mir gewählte Richtung zu ziehen, ohne dass sie sogleich von dem Sinne dieses Entschlusses zu unterrichten war. Bei meiner eilig angetretenen Rückkehr nach der Friedrichstadt erkannte ich, dass dieser Stadttheil bereits durch die Aufstellung der preussischen Truppen fast gänzlich von der inneren Stadt abgeschnitten war; ich sah die Okkupation unserer Vorstadt und die Folgen des militairischen Belagerungszustandes in ihrer widerwärtigsten Bedeutung voraus, und hatte es leicht, *Minna* zu bereden, sofort durch die noch freie Tharander Strasse mit mir nach *Chemnitz,* zu meiner dort verheiratheten Schwester *Klara* gleichsam zum Besuch sich aufzumachen. Wirklich bestellte sie im Augenblick das Haus, und versprach in einer Stunde mit dem Papagei nach dem nächsten Dorfe mir nachzukommen, wohin ich mit meinem Hündchen *Peps* voraus ging, um dort einen Wagen zur Weiterreise nach *Chemnitz* zu miethen. Es war ein lachender Frühlingsvormittag, als ich zum letzten Mal die so oft auf einsamen Spaziergängen beschrittenen Pfade mit dem Bewusstsein, nie wieder sie wandeln zu werden, dahin schritt. Während die Lerchen über mir schwirrten und aus den Furchen der Felder sangen, donnerte unablässig das grosse und kleine Geschütz aus den Dresdener Strassen herüber. Das nun seit mehreren Tagen vernommene unaufhörliche Getöse dieses Schiessens, hatte sich so stark meinen Gehirnnerven eingeprägt, dass es in ähnlicher Weise lange Zeit mir nachklang, wie damals die Bewegung des Seeschiffes in London lange Zeit mich in wankendem Zustande erhalten hatte. Unter der Begleitung dieser fürchterlichen Musik rief ich der heiter daliegenden Stadt mit ihren Thürmen meinen Abschiedsgruss zu, indem ich mir lächelnd sagte, dass, wenn vor sieben Jahren auch mein Eingang recht unscheinbar stattgefunden habe, doch jetzt mein Auszug nicht ohne allerhand feierlichen Pomp vor sich ginge.

Als ich endlich mit *Minna* vereinigt im Einspänner mich auf dem Wege in das Erzgebirge befand, begegneten wir häufig frischen bewaffneten Zuzügen nach Dresden; ihr Anblick machte uns stets unwillkürliche Freude, und selbst meine Frau konnte sich nicht enthalten, den Leuten ermuthigend zuzusprechen: noch keine Barrikade sei verloren. Einen dumpfen Eindruck machte uns dagegen eine Compagnie Linien-Militär, welche schweigsam ihrerseits nach Dresden zog. Einige Angeredete erwiderten die Frage, wohin sie gingen, die offenbar im Voraus komman-

dirte trockene Antwort: ihre Pflicht zu thun. Endlich bei meinen Verwandten in *Chemnitz* angekommen, setzte ich alle meine Angehörigen in Schrecken, als ich ihnen erklärte, andern Tag's mit dem Frühesten sofort nach Dresden zurückkehren zu wollen, um zu erfahren wie es dort stehe. Trotz aller Gegenbitten führte ich meinen Entschluss aus, immer in der Vermuthung, dem bewaffneten Auszuge der Dresdener Volksstreit-Kräfte auf der Landstrasse zu begegnen. Je näher ich der Hauptstadt kam, desto mehr bestätigten sich jedoch die Gerüchte dass man in Dresden noch nicht an Uebergabe oder Rückzug denke, da im Gegentheil der Kampf sehr vortheilhaft für die Volksparthei stehe. Diess kam mir nun alles wirklich wie Wunder über Wunder vor; mit hochgespannter Erregung drängte ich mich an diesem Dienstag, den 9. Mai, von Neuem durch das nun immer schwieriger gewordene Terrain, auf welchem alle Strassen vermieden werden mussten, und mit Sicherheit nur durch die durchbrochenen Häuser vorwärts zu kommen war, bis zum Altstädter Rathhause vor. Es war bereits voller Abend; was ich sah, bot einen wahrhaft furchtbaren Anblick, da ich diejenigen Stadttheile durchzog, in welchen man sich auf den Kampf von Haus zu Haus vorbereitet hatte. Unaufhörliches Dröhnen des grossen und kleinen Gewehrfeuers liess alles übrige Geräusch der rastlos von Barrikade zu Barrikade, von Durchbruch zu Durchbruch sich zurufenden bewaffneten Menschen, nur wie unheimliches Gemurmel erscheinen. Pechfeuer brannten hie und da, übermüdete bleiche Gestalten lagerten auf den Wachtposten umher, strenge Anrüfe empfingen den unbewaffneten Durchdringling. Nichts je von mir Erlebtes kann ich aber dem Eindrucke vergleichen, welchen ich mit meinem Eintritt in die Räume des Rathhauses empfing. Es war ein dumpfes, und doch ziemlich geordnetes, ernsthaftes Gewühle; grösste Uebermüdung lag auf allen Gesichtern; keine Stimme hatte mehr ihren natürlichen Klang, Alles krächzte wie mit höchster Anstrengung heiser durcheinander. Den einzigen gemüthlichen Anblick boten die alten Rathsdiener in ihrer seltsamen, wohlvertrauten Uniform und dreieckigem Hut; diese sonst so gefürchteten langen Männer traf ich, theils Butterbröde schmierend, Schinken und Würste zerschneidend an, während andere in Körben die riesigen Provisionen zur Verpflegung der Barrikaden-Kämpfer an die von dort abgesandten Deputationen vertheilten. Sie waren entschieden zu den Hausmüttern der Revolution geworden. Als ich näher zuschritt, traf ich endlich auf die Glieder der provisorischen Regierung, von denen *Todt* und *Tzchirner* nach ihrer ersten Schreckensflucht wieder aufgefunden worden waren, und nun trübselig wie Schatten, an ihre

schwere Verpflichtung angekettet, hin und her schwankten. Nur *Heubner* hatte die volle Energie bewahrt; doch war sein Anblick wahrhaft Mitleid erregend: ein geisterhaftes Feuer leuchtete aus den Augen des Mannes, über den seit sieben Nächten kein Schlaf gekommen war. Er freute sich, mich wiederzusehen, weil ihm diess ein gutes Zeichen für die von ihm vertheidigte Sache zu sein schien, während er andrerseits in Berührung mit Elementen getreten war, über die er im Drängen der Ereignisse zu keiner beruhigenden Klarheit mit sich gekommen war. Ganz ungestörte Sicherheit und feste ruhige Haltung traf ich bei *Bakunin*, welcher auch in seinem Aussehen nicht die mindeste Veränderung zeigte, trotzdem, wie ich nachher bestätigen hörte, auch er in der ganzen Zeit zu keinem Nachtschlaf gekommen war. Er empfing mich auf einer der Matratzen, welche im Rathhaussaale ausgebreitet lagen, mit der Cigarre im Munde, zu seiner Seite ein sehr junger Pole (Gallizier) Namens *Haimberger*, ein junger Violinist, welchen er mir vor einiger Zeit zur Empfehlung an *Lipinsky*, für Unterricht auf seinem Instrument, übergeben hatte, da er nicht wollte dass dieser ganz junge, unerfahrene Mensch, welcher mit Leidenschaft sich an ihn angeschlossen hatte, in den unmittelbaren Strudel der Ereignisse hineingezogen werde. Jetzt hatte er ihn doch freudig begrüsst, da er mit dem Gewehr im Arme sich für die Barrikade eingefunden hatte. Er hatte ihn zu sich auf das Lager niedergezogen, und gab ihm jedesmal einen starken Schlag, wenn er, von einem heftigen Kanonenschuss erschreckt, aufzuckte. «Hier bist Du nicht bei Deiner Geige», rief er ihm zu, «wärst Du da geblieben, Musikant!» Von *Bakunin* erfuhr ich nun in Kürze, und mit höchster Präcision, was, seitdem ich ihn am vorigen Morgen verlassen, vorgefallen war. Der damals beschlossene Rückzug habe sich bald als unräthlich herausgestellt, weil er die an jenem Tage noch eingetroffenen zahlreichen Zuzüge entmuthigt haben würde; dagegen sei die Kampflust so gross, und die Stärke der Vertheidiger so bedeutend gewesen, dass man bis jetzt den Truppen überall erfolgreichen Widerstand habe leisten können; bei grosser Verstärkung der letzteren sei jedoch neuerdings ein kombinirter Angriff auf die starke Wildstrufer Barrikade von Wirkung gewesen; die preussischen Truppen hätten dem Kampf auf den Strassen entsagt, und dafür die Kampfweise von Haus zu Haus durch Durchbrüche der Mauern ergriffen; auf diese Weise sei vorauszusehen, dass die bisherigen Vorkehrungen der Barrikaden-Vertheidigung unnütz geworden seien, und der Feind, wenn auch langsam, doch sicher dem Sitze der provisorischen Regierung auf dem Rathhause sich nähern werde. Er habe nun vorgeschlagen, alle Pulvervorräthe in den unteren Räumen

des Rathhauses zusammenbringen zu lassen, und dieses bei der Annäherung der Truppen in die Luft zu sprengen. Der Rath der Stadt, welcher während dem in einem Hinterstübchen immer noch seinen Berufsgeschäften nachging, habe auf das Energischeste hingegen remonstrirt; er, *Bakunin*, habe zwar auf das Bestimmteste auf der Ausführung der Maassregel bestanden, sei aber endlich dadurch überlistet worden, dass man alle Pulvervorräthe entfernt, und ausserdem *Heubner* für sich gewonnen habe, welchem *Bakunin* nichts abzuschlagen vermöge. So sei denn nun, da übrigens Alles in voller Kraft sei, der bereits für gestern beschlossene Rückzug nach dem Erzgebirge, für Morgen in der Frühe beschlossen, und der junge *Zichlinsky* habe bereits die Ordre, die Strasse nach Plauen zu strategischer Sicherheit zu decken. Ich erkundigte mich nach *Röckel; Bakunin* erwiderte kurz: man habe ihn seit gestern Abend nicht wieder gesehen, er werde sich haben fangen lassen; er sei *nervös* gewesen. Ich berichtete nun, was ich auf meinem Hin- und Herwege von Chemnitz wahrgenommen, nämlich die starken Massen von Zuzügen, worunter die Chemnitzer Communal-Garde mit mehreren Tausenden sich befand. In Freiberg sei ich auf einen Zug von 400 Militär-Reservisten gestossen, welche in vortrefflichster Haltung den Volkskämpfern zu Hülfe zogen, jedoch vor Uebermüdung vom Marschiren nicht weiter gekommen seien. Es schien auf der Hand zu liegen, dass es hier an der nöthigen Energie zur Requisition von Fuhrwerk fehlte, und dass, wenn man hierin die Grenzen der loyalen Rücksichten überschritt, der Vereinigung frischer Streitkräfte sehr förderlich zu helfen sei. Man bat mich, sogleich den Weg wieder zurück zu machen, um den mir bekannt gewordenen Leuten diese Meinung von Seiten der provisorischen Regierung zu überbringen. Sogleich meldete sich mein alter Freund *Marschall von Bieberstein*, mich hierzu zu begleiten, was mir, da er als ein Chargirter der provisorischen Regierung zur Ueberbringung von Befehlen derselben bei weitem geeigneter war als ich, sehr recht war. Der bis dahin übereifrige Mensch, der ebenfalls von gänzlicher Schlaflosigkeit erschöpft war, und kein lautes Wort aus seiner heiseren Kehle mehr hervorbringen konnte, machte sich nun mit mir vom Rathhaus aus durch all' die bezeichneten schwierigen Wege zu seiner Wohnung in der Plauen'schen Vorstadt auf, um dort in der Nacht bei einem ihm bekannten Kutscher noch einen Wagen für unsre Absicht aufzutreiben, und zugleich auch von seiner Familie, von der er wohl auf länger sich trennen zu sollen voraussetzen musste, Abschied zu nehmen. Während wir auf den Kutscher warteten, nahmen wir, unter ziemlich ruhiger und gefasster Unter-

haltung, mit den Frauen des Hauses unsren Thee mit Abendbrot zu uns. Nach mancherlei Abenteuern gelangten wir am frühen Morgen nach Freiberg, wo ich mich alsbald aufmachte, die zuvor mir bekannt gewordenen Führer des Reservisten-Zuzuges aufzusuchen. *Marschall* empfahl ihnen Wagen und Pferde auf den Dörfern zu requiriren wo sie nur könnten; als alles sich in Marsch nach Dresden gesetzt hatte, und ich immer wieder von der leidenschaftlichsten Theilnahme an den dortigen Vorgängen zu einer abermaligen Rückkehr eben dahin gedrängt wurde, begehrte *Marschall*, seine Aufträge noch weiter in das Land hin auszuführen und sich von mir trennen zu dürfen. In einem Extra-Postwagen wendete ich mich nochmals von den Anhöhen des Erzgebirges der Gegend von Tharand zu, als auch mich die Schlafsucht überwältigte, bis ich von heftigem Schreien und Parlamentiren mit dem Postillon geweckt wurde. Ich fand, da ich die Augen öffnete, zu meiner Ueberraschung die Strasse mit bewaffneten Freischärlern erfüllt, welche aber nicht nach, sondern von Dresden her zogen, und davon Einige den Wagen für ihre eigene Ermüdung zur Umkehr zu benutzen suchten. «Was ist?» rief ich, «wo zieht Ihr hin?» «Nach Haus», war die Antwort, «in Dresden ist's aus! Dort unten in dem Wagen kommt auch die provisorische Regierung nach». Wie ein Pfeil schoss ich aus dem Wagen, den ich nun den Ermüdeten nach Belieben überliess, und eilte vorwärts, die steil ab sich biegende Strasse dahin, um dem verhängnissvollen provisorischen Regierungsgefährte zu begegnen. Wirklich traf ich in diesem, langsam bergauf sich bewegenden Fuhrwerke, einer eleganten Dresdner Lohnkutsche, *Heubner*, *Bakunin*, und den energischen Post-Sekretair *Martin* an, beide letztere mit Flinten bewaffnet; auf dem Bock hatte vermuthlich das Sekretariat Platz genommen; hinten auf strebte, was von der ermüdeten Volkswehr nur konnte, sich ebenfalls zu setzen. Da ich mich nun eiligst ebenfalls in den Wagen hinein schwang, ward ich vor Allem Zeuge einer wunderlichen Unterhandlung des Wagenbesitzers und Lohnkutschers mit der provisorischen Regierung. Der Mann bat flehentlichst, doch nur seinen Wagen, welcher auf ganz zarten Federn ruhe, und keineswegs solche Last zu tragen im Stande sei, zu schonen, und den vielen Menschen zu sagen, dass sie sich nicht hinten und vorne aufsetzen sollten. *Bakunin* zog dagegen vor, ungestört mir einen kurzen Bericht über den ohne allen Verlust geglückten Rückzug aus Dresden abzustatten. Er habe noch in der Frühe die Bäume der neugepflanzten Maximilians-Allee fällen lassen, um durch diese Verhaue sich gegen einen Flanken-Angriff der Cavallerie sicher zu stellen. Hierbei habe ihn besonders der Jammer der Bewohner

dieser Promenade unterhalten, welche laut nur um die «*scheenen Beeme*» geklagt hätten. Während dem wurde nun aber der Jammer unsres Fuhrhalters um seinen Wagen immer zudringlicher; er brach in lautes Schluchzen und Weinen aus: *Bakunin* beobachtete ihn mit wahrer Befriedigung, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, und rief nur: «die Thränen eines Philisters sind Nektar für die Götter». Nur *Heubner* und mir selbst wurde die Scene lästig; er frug, ob *wir* denn nicht wenigstens aussteigen sollten, da er diess den andern nicht zumuthen wollte. Wirklich zeigte es sich, dass das Verlassen des Wagens jetzt überhaupt räthlich war, da rings an der Chaussée die von Neuem zuziehenden Freischaaren sich zur Begrüssung der provisorischen Regierung und zum Empfang ihrer Befehle in Reih' und Glied aufgestellt hatten. *Heubner* schritt nun mit grosser Würde die Reihen entlang, theilte den Führern den Stand der Dinge mit, und forderte sie auf, der Gerechtigkeit der Sache, für die so Viele nun schon ihr Blut vergossen, ferner zu vertrauen; Alles möge sich jetzt auf Freiberg zurückziehen, um dort die weiteren Verfügungen zu erfahren. Bei dieser Gelegenheit trat ein gewisser *Menzdorff*, deutschkatholischer Prediger, ein ernster jüngerer Mann, den ich bereits in Dresden vortheilhaft kennen gelernt, und der mich bei einem bedeutenden Gespräche zum ersten Male auf die Lektüre *Feuerbach's* verwiesen hatte, aus dem Gliede der Freischaar hervor, um sich besonders dem Schutze der provisorischen Regierung anzuempfehlen: er sei von dem Commando der Chemnitzer Communal-Garde, deren bewaffneten Auszug nach Dresden er durch eine von ihm geleitete Volksdemonstration erzwungen habe, auf diesem jetzt von jenem Bürgerwehrcorps angetretenen Marsche unter schlechtester Behandlung als Gefangener mitgeschleppt worden, und verdanke seine Befreiung eben nur dem Zusammentreffen mit anderen, besser gesinnten Frei-Corps. Diese Chemnitzer Communal-Garde gewahrten wir nun ebenfalls in weiter Entfernung auf einer Anhöhe aufgestellt. Abgeordnete derselben kamen heran, und begehrten von *Heubner* Aufschluss über den Stand der Dinge; hierüber, und über die Vornahme, den Kampf in entscheidender Weise fortzusetzen, unterrichtet, luden sie die provisorische Regierung ein, ihren Sitz in Chemnitz aufzuschlagen. Als sie zu ihrem Truppen-Körper zurück gekehrt waren, sahen wir diesen sofort abschwenken und umkehren. Mit allerlei ähnlichen Unterbrechungen gelangte der ziemlich confuse Zug nach Freiberg, in dessen Strassen Freunde *Heubner's* diesem entgegen kamen, um ihn dringend aufzufordern, über ihre Vaterstadt nicht das Unglück eines verzweiflungsvollen Strassenkampfes durch Festsetzung der provisorischen Regierung

daselbst zu bringen; dieser schwieg dazu, und bat *Bakunin* und mich, ihm in seine Wohnung zu einer Berathung zu folgen. Dort wohnten wir zunächst seinem schmerzlichen Wiedersehen seiner Frau bei, welche er mit wenigen Worten auf den Ernst und die Bedeutung der ihm zugetheilten Aufgabe hinwies: es gelte Deutschland und seiner edlen Zukunft, für welche er sein Leben eingesetzt habe. Ein Frühstück ward bereitet, und nachdem man sich zunächst in ziemlich guter Laune gestärkt, hielt nun *Heubner* eine kurze ruhige, aber feste Anrede an *Bakunin*, welchen er vorher nur so oberflächlich kennen gelernt hatte, dass er nicht einmal seinen Namen richtig auszusprechen wusste: «lieber *Bukanin*», sprach er zu ihm, «ehe wir jetzt weiteres beschliessen, muss ich von Dir eine Erklärung darüber haben, ob Dein politisches Ziel wirklich die rothe Republik ist, von welcher man mir gesagt hat, dass Du ihr Parteigänger seist: erkläre Dich mir offen, damit ich weiss, ob ich ferner Deiner Freundschaft vertrauen darf?» Unumwunden erklärte ihm *Bakunin*, dass er kein Schema für irgend welche politische Regierungsform habe, und weder für das Eine noch das Andre sein Leben daran setze. Was seine weit reichenden Wünsche und Hoffnungen betreffe, so hätten diese mit dem Strassenkampf in Dresden, und Allem, was sich für Deutschland daran knüpfen könnte, nichts eigentlich zu thun. Er habe den Dresdener Aufstand so lange für eine thörige und zu bespöttelnde Bewegung angesehen, bis er die Wirkung des edlen und muthigen Beispiels *Heubner*'s wahrgenommen habe. Von da ab sei jede politische Rücksicht und Absicht in ihm gegen die Theilnahme an dieser begeisterten Haltung zurückgetreten, und er habe sofort den Entschluss gefasst, als ergebener thatkräftiger Freund dem trefflichen Manne zur Seite zu stehen, von dem er wohl gewusst habe, dass er zur sogenannten gemässigten Partei gehöre, deren politische Zukunft er nicht zu beurtheilen vermöge, da er sich über den Stand der politischen Parteien in Deutschland wenig zu unterrichten Gelegenheit genommen habe. — Hierdurch erklärte sich *Heubner* befriedigt, und frug jetzt nur nach *Bakunin*'s Meinung über den jetzigen Stand der Dinge: ob es nicht gewissenhaft und redlich sei, die Leute zu entlassen, und einen doch wohl hoffnungslosen Kampf aufzugeben. Hiergegen erklärte nun *Bakunin* mit seiner gewohnten Ruhe und Sicherheit, dass den Kampf aufgeben dürfe wer wolle, nur er, *Heubner*, nicht. Er, als erstes Mitglied der provisorischen Regierung, habe zu den Waffen gerufen, seinem Rufe sei man gefolgt; hunderte von Leben seien geopfert: die Leute jetzt wieder auseinander zu schicken, heisse so viel, als ob man diese Opfer einem eitlen Wahne gebracht habe, und wenn

sie Beide allein übrig blieben, so hätten sie ihren Platz nicht zu verlassen; ihr Leben hätten sie verwirkt im Falle des Erliegens, ihre Ehre müsse aber unangetastet bleiben, damit in Zukunft nicht alle Welt einem gleichen Aufruf gegenüber in Verzweifelung gerathe. — Diess bestimmte *Heubner;* er verfasste sofort den Aufruf zu den Wahlen einer constituirenden Versammlung für Sachsen, welche er nach Chemnitz berief. Er nahm an, dass er dort, sowohl durch die Bevölkerung, als die von überall her noch angemeldeten zahlreichen Volks-Kämpferschaaren unterstützt, das Centrum einer provisorischen Regierung bis zur Klärung der allgemeinen Lage Deutschlands, aufrecht erhalten können würde. — Unter diesen Berathungen trat *Stephan Born*, ein Typograph, welcher zu *Heubner*'s grösster Beruhigung während der drei letzten Dresdener Tage das Ober-Kommando übernommen hatte, in das Zimmer, um anzumelden, dass er den Rückzug der Bewaffneten in guter Ordnung und ohne irgend welchen Verlust zu erleiden, wirklich bis Freiberg geleitet habe. Der junge einfache Mann machte, namentlich durch die Wirkung dieser Meldung, einen sehr erhebenden Eindruck auf uns; nur auf die Frage *Heubner*'s, ob er es übernehmen werde, Freiberg gegen einen nun baldigst zu erwartenden Angriff der Truppen zu vertheidigen, erklärte dieser, er sei nicht Militair und verstehe nichts von Strategie; diess könne nur ein gewiegter Offizier übernehmen. Unter solchen Umständen schien es besser, schon um Zeit zu gewinnen, nach dem volksreicheren Chemnitz sich zurückzuziehen; zunächst aber schien es erforderlich, vor Allem für die Verpflegung der nun in grossen Haufen zu Freiberg versammelten Freischaaren zu sorgen. *Born* entfernte sich sofort, um die ersten Maassregeln hierfür zu treffen. *Heubner* verabschiedete sich ebenfalls, um eine Stunde seine müden Geister durch Schlaf zu kräftigen. Ich blieb mit *Bakunin* allein auf dem Sopha zurück; dieser sank bald, von unabweisbarem Schlaf überwältigt, zur Seite, und kam dabei mit der furchtbaren Wucht seines Kopfes auf meine Schulter. Da ich bemerkte, dass es ihn nicht erwecken würde, wenn ich mich von dieser Last befreite, schob ich ihn mit Mühe zur Seite, und entfernte mich von dem Schlafenden sofort aus dem *Heubner*'schen Hause, um, wie ich es nun so viele Tage schon gethan hatte, mit Eifer von der Physiognomie der unerhörten Vorgänge mich zu überzeugen. So gelangte ich nach dem Rathhaus, vor welchem und in welchem die tobende Masse der leidenschaftlich aufgeregten Freischärler von der Bürgerschaft nach Kräften bewirthet wurde. Zu meinem Erstaunen traf ich auch *Heubner*, welchen ich noch zu Hause im Schlaf wähnte, bereits in voller Thätigkeit hier wieder an.

Es hatte ihn nicht ruhen lassen, die Leute auch nur eine Stunde ohne Rath zu wissen. Sogleich war unter seiner Anleitung eine Art Commandatur-Bureau organisirt worden, und nun hatte er von Neuem wieder auszufertigen und zu signiren, während von allen Seiten ein tobender Lärm ihn umdrängte. Nicht lange dauerte es, so stellte sich auch *Bakunin* ein: er drang hauptsächlich auf einen guten Offizier; der war aber nicht zu finden: ein leidenschaftlicher älterer Mann, welcher als Commandant eines bedeutenden Zuzuges aus dem Vogtlande hergekommen war, fiel durch seine energischen Reden *Bakunin* ermuthigend auf; er wünschte, dass dieser sogleich zum Generalcommandanten erwählt würde. Doch schien jetzt in dem leidenschaftlichen Durcheinander jeder ordentliche Entschluss unmöglich; erst in Chemnitz hoffte man dieser wilden Bewegung Herr zu werden, und *Heubner* befahl daher, sobald Alles gestärkt sei, den Weitermarsch nach Chemnitz alsbald in Ausführung zu bringen. Da diess entschieden war, und ich selbst aus diesem Chaos mich hinweg sehnte, erklärte ich den Freunden, sofort den Zügen nach Chemnitz, wo ich sie morgen wiedertreffen würde, vorauszureisen. Wirklich traf ich den Postwagen, dessen Abfahrt für diese Stunde bestimmt war, noch an, und erhielt einen Platz in ihm. Da sich soeben die Freischaaren auf der gleichen Strasse zum Abmarsch in Bewegung setzten, erklärte man jedoch erst den Vorüberzug derselben abwarten zu müssen, um mit der Diligence nicht in den Strudel hineingerissen zu werden. Diess verzögerte sich nun sehr. Ich sah lange Zeit der merkwürdigen Haltung der ausziehenden Freischaaren zu: namentlich fiel mir eine Vogtländische Truppe auf, welche ziemlich pedantisch dahin marschirte; sie folgte dem Schlage eines Tambour's, welcher in kunstvoller Weise die Monotonie seines Instrumentes dadurch zu variiren suchte, dass er abwechselnd auf den Holzrand der Trommel schlug. Der unangenehm klappernde Ton hiervon gemahnte mich in gespenstischer Weise an das Knochen-Geklapper von Todten-Gerippen beim nächtlichen Tanz um den Rabenstein, wie ihn *Berlioz* im letzten Satze seiner «Sinfonie fantastique», mit so schrecklicher Realität in Paris meiner Phantasie vorgeführt hatte. — Plötzlich kam mir der Wunsch an, noch einmal nach den hinterlassenen Freunden zu sehen, und wo möglich mit ihnen gemeinschaftlich nach Chemnitz zu reisen; ich fand sie nicht mehr auf dem Rathhause: in *Heubner*'s Wohnung angelangt, erfuhr ich, dieser schlafe. Ich kehrte nach der Post zurück; immer noch zögerte die Diligence mit der Abfahrt, noch war die Strasse mit Freischaaren gefüllt: beklommen ging ich längere Zeit auf und ab; da ich endlich an die Postfahrt meinen Glauben verlor, kehrte ich noch-

mals nach *Heubner*'s Hause zurück, um mich diesem bestimmt als Reisegefährten anzubieten. *Heubner* und *Bakunin* hatten aber bereits Abschied vom Hause genommen, und waren von mir nicht zu erfragen. Nun wandte ich mich verzweiflungsvoll nochmals zur Post zurück, und fand jetzt allerdings den Wagen zur Abfahrt bereit. Mit diesem gelangte ich nach mancherlei aufhaltenden Abenteuern in später Nacht nach Chemnitz, stieg dort aus, und begab mich in den nächstliegenden Gasthof, wo ich wenige Stunden schlief, um des andren Morgens um fünf Uhr mich nach der ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt abgelegenen Wohnung meines Schwagers *Wolfram* zu verfügen. Unterwegs frug ich einen Communal-Wachtposten, ob er etwas vom Eintreffen der provisorischen Regierung wisse; «provisorische Regierung?» war die Antwort: «na, damit ist es auch aus!» Ich verstand ihn nicht, und konnte auch, als ich zu meinen Verwandten gelangte, zunächst nichts weiteres über den Stand der Dinge in Chemnitz erfahren, da mein Schwager selbst als Schutzmann nach der Stadt kommandirt war. Erst als dieser am späteren Vormittag nach Hause zurückkehrte, erfuhr ich, was, während ich im Chemnitzer Gasthofe einige Stunden geruht hatte, in einem andren Hôtel daselbst sich zugetragen hatte. *Heubner*, *Bakunin* und jener schon erwähnte *Martin*, waren, wie es scheint noch vor mir, in einem Privatwagen an das Thor von Chemnitz gelangt; dort nach ihren Namen befragt, hatte *Heubner* mit voller Autorität sich genannt, und die Behörden des Ortes zu sich in das von ihm angegebene Hôtel beschieden. Dort angelangt, waren alle drei von übermässiger Müdigkeit zusammengebrochen, als plötzlich Gendarmerie in ihre Zimmer trat und sie im Namen der k. Kreis-Regierung verhaftete. Sie baten zunächst nur um einige Stunden ruhigen Schlafes: man möge sich versichert halten, dass in dem Zustand, in welchem sie seien, an keine Flucht gedacht werden könnte. Des weiteren erfuhr ich, dass sie am Morgen unter starker Militair-Escorte nach Altenburg abgeführt worden seien; leider, so musste mein Schwager mir bekennen, habe das Commando der Chemnitzer Communal-Garde, welches sehr wider Willen zum Abzug nach Dresden gezwungen worden sei, und sich bereits mit dem Vorsatz, bei ihrer Ankunft daselbst sofort den k. Truppen sich zur Disposition zu stellen, den Marsch angetreten habe, *Heubner* durch seine Einladung nach Chemnitz getäuscht und in die Falle gebracht. Lange vor diesem sei jenes in Chemnitz angelangt gewesen, und habe die Wache am Thore wieder in der Absicht besetzt, sofort von *Heubner*'s Ankunft zu erfahren, um seine Verhaftung ausführen zu können. Auch für mich war mein Schwager in grosser Angst,

da er von den Hauptleuten der Communal-Garde in wüthender Weise vernommen, dass man mich mit jenen Revolutionären zusammen und in Gemeinschaft gesehen habe. Jedenfalls sei es ein wunderbares Schicksalszeichen gewesen, dass ich nicht gemeinsam mit Jenen auch in Chemnitz angekommen und den gleichen Gasthof bezogen hätte, weil sonst ich unerlässlich nun ihr Schicksal getheilt haben würde. Wie ein Blitz zog es mir durch die Seele, auf welch' sonderbare Weise ich schon einmal als Student vor den voraussichtlichen Niederlagen in den mit den erfahrensten Raufdegen engagirten Duellen bewahrt worden war. Das letzte furchtbare Ereigniss machte den Eindruck auf mich, dass ich nun kein Wort mehr über Alles, was mit den Vorgängen zusammenhing, über meine Lippen brachte. Auf das Andringen, namentlich meiner Frau, welche nun für meine eigene Sicherheit in die grösste Sorge gerieth, übernahm es mein Schwager, mich des Nachts in seinem Wagen nach Altenburg zu begleiten, von wo ich mit dem Postwagen alsbald die Reise nach Weimar fortsetzte, wohin mein eigentlicher Kapellmeister-Urlaub mich zu führen gehabt hätte, und wo ich nun allerdings auf sonderbaren und unvorhergesehenen Abwegen anlangte. —

Den Zustand von träumerischer Entrücktheit, in welchem ich mich damals befand, kann ich nicht besser als dadurch bezeichnen, dass ich bei diesem erneueten Zusammentreffen mit *Liszt* sogleich auf die, ihm in meinem Betreff einzig nahe liegend scheinenden Beziehungen, auf die bevorstehende Wiederaufführung des «Tannhäusers» in Weimar, einzugehen den Anschein hatte. Es fiel schwer, den Freund damit vertraut zu machen, dass ich in nicht ganz regelmässiger Weise als königlicher Kapellmeister mich aus Dresden entfernt hatte. In Wahrheit hatte ich über mein Verhältniss zur öffentlichen Gerechtigkeit meines engeren Vaterlandes einen sehr unklaren Begriff. Hatte ich etwas nach den Gesetzen strafbares begangen, oder nicht? Mir war es unmöglich darüber zu einer festen Ansicht zu gelangen. Unterdessen trafen aber immer neue Schreckensnachrichten über den grauenhaften Zustand der Dresdener Vorgänge auch in Weimar ein; namentlich der Regisseur *Genast* regte Alles durch die von ihm verbreiteten Nachrichten über den mordbrennerischen Charakter der dort bewährten Thätigkeit *Röckel*'s, welcher in Weimar sehr bekannt war, auf. Aus meinen unverhohlenen persönlichen Aeusserungen durfte *Liszt* bald ersehen, dass auch ich mit diesen erschreckenden Ereignissen in einem bedenklichen Zusammenhange stand; ihn beirrte jedoch eine Zeit lang meine Haltung in diesem Betreff, da es mir aus ganz andren Gründen, als den Gerichten sie einleuchtend gewesen sein

würden, nicht beikommen konnte, mich für einen Kämpfer in den vorgefallenen Schlachten auszugeben. Mein Freund blieb demnach in einer von mir unabsichtlich aufrecht erhaltenen Täuschung. Bei Frau *Caroline*, Fürstin *v. Wittgenstein*, welche ich schon im vergangenen Jahre bei ihrem flüchtigen Besuche Dresden's kennen gelernt hatte, vermochten wir uns mit Aufregung über allerhand künstlerische Probleme zu unterhalten. So entspann sich eines Nachmittags eine lebhafte Diskussion über meinen mündlich mitgetheilten Entwurf zu einer Tragödie «Jesus von Nazareth», nach dessen Mittheilung *Liszt* ein bedenkliches Schweigen beobachtete, die Fürstin *v. Wittgenstein* jedoch lebhaft gegen das Vorhaben, einen solchen Stoff auf das Theater zu bringen, sich ereiferte. An dem wenigen Ernst, meine in diesem Betreff aufgestellten paradoxen Thesen fest zu halten, merkte ich selbst, wie um diese Zeit es innerlich mit mir stand; ich war und blieb, ohne dass man mir es deutlich anmerkte, von den erlebten Ereignissen bis auf den tiefsten Grund meines Wesens erschüttert. So kam es zu einer Orchester-Probe des «Tannhäuser», welche mich wiederum künstlerisch mannigfaltig anregte. *Liszt*'s Direktion, wenn sie auch mehr dem musikalischen als dem dramatischen Theile galt, erfüllte mich zum ersten Male mit der schmeichelhaften Wärme des Gefühles, von einem Anderen begriffen und innig mitgefühlt zu sein. Zugleich machte ich hier, trotz meines träumerischen Zustandes, entscheidende Beobachtungen über den Stand der Befähigung unserer Opernsänger und der sie leitenden Regie. Nach dieser Probe folgte ich mit dem Musikdirektor *Stöhr* und dem Sänger *Götze* der Einladung *Liszt*'s zu einem einfachen Diner in einem andren, als in dem von ihm bewohnten Gasthof, und hatte in Folge dessen über einen bis dahin mir gänzlich unbekannten Zug aus *Liszt*'s Temperament mich zu erschrecken. In Folge besondrer Anregungen gerieth er, der sonst so harmonisch sicher sich gebende, in eine wahrhaft erschreckende Stimmung, in welcher er gegen dieselbe Welt, gegen die auch ich mich in vollster Empörung befand, mit fast zähneknirschender Wuth sich ereiferte. Sehr tief von diesem wunderbaren Contakt mit dem ausserordentlichen Manne ergriffen, doch unfähig dem eigentlichen Zusammenhange seiner grauenhaften Kundgebungen zu folgen, verblieb ich im tiefsten Erstaunen, während *Liszt* von einem heftigen Nervenanfall im Laufe der darauf folgenden Nacht sich zu erholen hatte. Sehr erstaunt war ich nun wiederum, als ich des andern Morgens in erster Frühe den Freund vollkommen gerüstet fand, eine, in mir unklaren Beziehungen für nöthig gehaltene Reise, nach Karlsruhe anzutreten, auf welcher ihn bis Eisenach zu begleiten ich, mit dem



Musikdirektor *Stöhr*, von ihm eingeladen war. Auf der Fahrt nach Eisenach wurden wir vom Kammerherrn *Beaulieu* angehalten, welcher wissen wollte, ob ich bereit sei von der Frau Grossherzogin von Weimar, einer Schwester des Kaiser's *Nikolaus* im Eisenacher Schlosse empfangen zu werden; da meine Einrede wegen unziemlicher Reisekleidung nicht gelten gelassen wurde, sagte *Liszt* in meinem Namen zu. Wirklich ward ich am Abend von der Grossherzogin, welche sich auf das Freundlichste mit mir unterhielt, und ihrem Kammerherrn mich zu gebührender Achtung empfahl, in überraschend wohlwollender Weise aufgenommen. *Liszt* behauptete späterhin, seine hohe Gönnerin habe bereits Nachricht davon gehabt, dass ich in den nächsten Tagen von Dresden aus verfolgt werden würde, und desswegen damit geeilt, eben jetzt noch meine persönliche Bekanntschaft zu machen, weil sie wusste, dass sie in wenig Tagen sich damit stark kompromittirt haben würde. — *Liszt*, der von Eisenach weiter gereist war, überliess mich *Stöhr* und dem Eisenacher Musikdirektor *Kühmstedt*, einem eifrigen und gewiegten Contrapunktisten, zur weiteren Unterhaltung und Verpflegung. Mit diesem besuchte ich zum ersten Mal das damals noch nicht restaurirte Schloss der *Wartburg*. Seltsame Gedanken über mein Schicksal stiegen mir bei diesem Besuch auf; nun zum ersten Mal sollte ich diess mir so innig bedeutungsvolle Gebäude wirklich betreten, wo ich zugleich mir sagen musste, dass die Tage meines ferneren Verbleibens in Deutschland gezählt waren. Wirklich trafen, als wir anderen Tages nach Weimar zurückkehrten, die bedenklichsten Nachrichten aus Dresden ein. Da am dritten Tage *Liszt* wieder zurückkehrte, fand er einen Brief meiner Frau vor, welche nicht mehr direkt an mich zu schreiben gewagt hatte; sie meldete, dass eine polizeiliche Haussuchung in meiner Dresdener Wohnung, wohin *Minna* seither zurückgekehrt war, stattgefunden hatte, und ausserdem die Warnung ihr zugekommen war, mich ja nicht etwa zur Rückkehr nach Dresden zu veranlassen, da der Verhaftsbefehl gegen mich ertheilt sei, und ich alsbald steckbrieflich verfolgt werden würde. *Liszt*, von jetzt an nur von Sorge für meine Person erfüllt, berief alsbald einen Rath erfahrener Freunde, um zu überlegen, was mit mir zu thun sei, um der mir drohenden Gefahr mich zu entziehen. Der Minister von *Watzdorf*, welchen ich bereits besucht hatte, war der Meinung gewesen, ich solle mich im Fall einer Requisition ruhig nach Dresden, wohin man mich sehr anständig in einem besondren Wagen bringen werde, abführen lassen. Andrerseits waren aber die zu uns gelangten Gerüchte über das rohe Verfahren, mit welchem die preussischen Truppen in Dresden bei der Ausführung des Belagerungs-

zustandes zu Werke gingen, so beängstigender Natur, dass von *Liszt* und seinen zu Rath gezogenen Freunden auf meine schnelle Entfernung von Weimar, wo man mich nicht zu schützen vermögen würde, gedrungen wurde. Ich bestand jedoch darauf, bevor ich Deutschland verliesse, von meiner so sehr geängstigten Frau noch Abschied zu nehmen, und desshalb mich noch einige Zeit wenigstens in der Nähe von Weimar verhalten zu dürfen. Hierauf ward Rücksicht genommen, und Professor *Siebert* schlug einen gut gesinnten Oekonomen in dem drei Stunden entfernten Magdala zu meiner einstweiligen Beherbergung vor. Dahin fuhr ich nun am nächsten Morgen ab, um, durch einen Brief *Siebert's* empfohlen, dem schutzfreundlichen Oekonomen mich als Professor *Werder* vorzustellen, welcher, aus Berlin kommend, seine kameralistischen Studien durch einen Besuch auf den dort verwalteten Gütern praktisch zu verwerthen suchen wollte. Hier in ländlicher Stille verweilte ich drei Tage, genoss auch der sonderbaren Unterhaltung einer dort abgehaltenen Volksversammlung, welche von Resten der zum Zuzug nach Dresden ausgezogenen, und nun zersprengt zurückkehrenden Freischaaren, veranstaltet wurde. Ich hörte bei dieser Gelegenheit mit sonderbaren, wohl an das Lächerliche streifenden Gefühlen, den allerhand vorkommenden Reden zu. Am zweiten Tage meines dortigen Aufenthaltes kehrte die Frau meines Wirthes vom Markttage in Weimar zurück, und berichtete den merkwürdigen Fall, dass der Componist einer Oper, welche man am selben Tage dort aufführe, plötzlich Weimar habe verlassen müssen, weil die steckbriefliche Verfolgung aus Dresden gegen ihn dort eingetroffen sei. Mein durch Professor *Siebert* in das Geheimniss gezogener Wirth frug launig, wie er denn heisse? Da die Frau nicht recht Bescheid wusste, half er ihr mit dem in Weimar bekannten Namen des Musikdirektors *Röckel* nach; «ja», sagte sie, «*Röckel*, so hiess er, ganz richtig». Nun lachte mein Wirth hell auf, und meinte, der werde wohl nicht so dumm sein, trotz seiner Oper sich erwischen zu lassen. — Endlich am 22. Mai, meinem Geburtstage, traf *Minna* wirklich in Magdala ein. Sie hatte sich auf meinen Brief schleunigst nach Weimar, und, von dort angewiesen, weiter zu mir begeben, um eben nur Alles anzuwenden, mich zur schnellsten gänzlichen Flucht aus Deutschland zu bewegen. Kein Versuch, sie auf die Höhe meiner Stimmung zu bringen, glückte mir; sie blieb dabei, in mir nur einen übel berathenen, unbesonnenen Menschen zu ersehen, der sich und sie in die schrecklichste Lage gestürzt habe. Es war verabredet worden, dass ich, während sie über Weimar gleichzeitig sich dahin begebe, von Magdala aus auf Fusspfaden anderen Abends

in Jena eintreffen sollte, wo ich, im Hause des Professor *Wolff*, sie zu einem letzten Abschied wiedertreffen werde. Diese etwa sechsstündige Wanderung trat ich denn an, und gelangte über eine Hochebene, mit Sonnenuntergang in das jetzt zum ersten Mal mir sich freundlich aufthuende Universitätsstädtchen. Wirklich traf ich im Hause des mir bereits durch *Liszt* befreundeten *Wolff* meine Frau wieder an. Abermals ward, unter besonderer Mitwirkung eines Professors *Widmann*, dort Rath über mein weiteres Fortkommen gehalten; von Dresden aus war ich wirklich, wegen dringenden Verdachtes der Betheiligung am Dresdener Aufstande, steckbrieflich verfolgt, und durfte somit in keinem der deutschen Bundesstaaten auf sichere Zuflucht mehr rechnen. *Liszt*'s Weisung ging durchaus auf Paris, wo ich ein Feld neuer Thätigkeit mir gewinnen könnte; *Widmann* rieth jedoch, hierzu nicht den geraden Weg über Frankfurt und Baden einzuschlagen, weil dort der Aufstand noch im Gange sei, und dahin reisende, verdächtig legitimirte Individuen jedenfalls von der Polizei mit vorzüglicher Wachsamkeit in das Auge gefasst würden; am sichersten sei es durch Bayern, welches jetzt ganz ruhig sei, zunächst die Schweiz zu gewinnen, von wo aus meine Reise nach Paris ohne jede Gefahr zu bewerkstelligen sein würde. Da ich hierzu eines Passes bedurfte, bot mir Professor *Widmann* seinen eigenen, in Tübingen ausgestellten, bereits aber abgelaufenen, an. Ich reiste nun mit dem Postwagen ab, nachdem ich unter dem Abschied von meiner ganz verzweiflungsvollen Frau wahrhaft und schmerzlich gelitten hatte. Ohne weitere Anfechtungen gelangte ich, unter andrem auch an Rudolstadt, dem für mich nicht erinnerungslosen Orte, vorbei, an die Grenze Bayerns, von wo ich nun mit dem Postwagen ohne Unterbrechung, meine Reise nach Lindau fortsetzte. Dort wurde mir am Thore mit den übrigen Passagieren der Pass abverlangt; unter der seltsamsten fieberischen Aufregung verbrachte ich die Nacht bis zur frühen Abfahrt des Bodensee-Dampfschiffes. Mir war besonders die schwäbische Sprache des Professor's *Widmann*, auf dessen Pass ich reiste, in lebhafter Erinnerung geblieben; ich stellte mir vor, wie ich nun mit der bayerischen Polizei zu verkehren haben würde, wenn ich über die erwähnten Unregelmässigkeiten des Passes mit ihr mich zu unterhalten haben sollte. Von fieberhafter Unruhe beherrscht, versuchte ich die ganze Nacht über mich im schwäbischen Dialekte zu üben, was aber, zu meiner grössten Erheiterung, wiederum nicht gelingen wollte. Gespannt sah ich am Frühmorgen dem Augenblick entgegen, als der Gendarm zu mir in das Zimmer trat, und, unwissend wem die Pässe gehörten, drei derselben mir

zur gefälligen Auswahl übergab. Mit lachendem Herzen ergriff ich den meinigen, und entliess den zuvor so gefürchteten Mann in freundlichster Weise. Auf dem Dampfschiff angelangt, erkannte ich mit wahrhaftem Behagen, dass ich mit seiner Besteigung mich bereits auf schweizerischem Boden befände; ein wundervoller Frühlingsmorgen liess mich auf dem weiten See in die vor mir sich ausbreitende Alpenlandschaft ausblicken; als ich in Rorschach das eidgenössische Land betrat, benutzte ich den ersten Augenblick zu wenigen Zeilen nach heimwärts, womit ich meine glückliche Ankunft in der Schweiz, somit die Befreiung aus jeder Gefahr meldete. Die Fahrt im Postwagen, durch das freundliche St. Galler-Ländchen nach *Zürich*, erheiterte mich ungemein: als ich am letzten Mai, Abends gegen sechs Uhr, von Oberstrass hinab nach Zürich einfuhr, und zum ersten Mal in glänzender Sonnenbeleuchtung die den See begränzenden Glarner Alpen glänzen sah, beschloss ich sofort, ohne diess deutlich im Bewusstsein zu fassen, allem auszuweichen, was mir hier eine Niederlassung verwehren könnte.

Den Vorschlag meiner Freunde, über die Schweiz nach Paris zu reisen, hatte ich besonders aus dem Grunde angenommen, weil ich in Zürich einen alten Bekannten anzutreffen wusste, durch dessen Hülfe ich mir einen Pass nach Frankreich zu erlangen hoffen durfte, da ich es vermeiden wollte, dort als politischer Flüchtling anzukommen. *Alexander Müller*, mit dem ich in Würzburg seiner Zeit in vielem freundschaftlichem Verkehre gestanden, war, wie ich erfahren, seit lange als Musiklehrer in Zürich niedergelassen. Einer seiner Schüler, *Wilhelm Baumgartner*, hatte mich vor einigen Jahren in Dresden besucht, und mir Grüsse von meinem alten Freunde überbracht; für Diesen übergab ich Jenem damals ein Exemplar der Partitur des «Tannhäuser's», um es ihm als Andenken zuzustellen. Mein freundliches Benehmen war auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen: *Müller* und *Baumgartner*, welche ich alsbald aufsuchte, machten mich sogleich mit den beiden Staatsschreibern *Jacob Sulzer* und *Franz Hagenbuch*, als denjenigen ihrer guten Freunde, welche meinem Wunsche am unmittelbarsten nachzukommen vermöchten, bekannt. Ich wurde von diesen Menschen, zu denen sich noch einige Vertraute gesellten, sogleich mit so achtungsvoll neugieriger Theilnahme empfangen, dass ich mich in ihrer Gesellschaft augenblicklich wohl fühlte. Die grosse bescheidene Sicherheit, mit der sie sich, von ihrem naïv gewohnten republikanischen Standpunkte aus, über die Verfolgungen, die mich betroffen. äusserten, versetzte mich in eine ganz neue Sphäre der bürgerlichen Anschauung des Lebens. Ich kam mir hier so sicher und geborgen vor, wäh-

rend ich dort, durch den sonderbaren Zusammenhang meines Ekels vor den öffentlichen Kunstzuständen mit der allgemeinen politischen Aufregung, ohne genaues Bewusstsein davon, in die Lage, als Verbrecher angesehen zu werden, gerathen war. Um die beiden Staatsschreiber, von denen namentlich *Sulzer* eine ausgezeichnet klassische Bildung genossen, mir vollkommen geneigt zu machen, hatten die Freunde eine Abendzusammenkunft veranstaltet, in welcher man mich dahin brachte, meine Dichtung von «Siegfried's Tod» vorzulesen. Ich kann beschwören, unter Männern nie aufmerksamere Zuhörer hierfür gefunden zu haben, als an diesem Abend. Für jetzt verhalf mir mein Erfolg zunächst zur Ausstellung eines vollgültigen eidgenössischen Passes für den in Deutschland steckbrieflich Verfolgten, mit welchem ich nun unbesorgt, nach einem nur kurzen Aufenthalte in Zürich, meine Weiterreise nach Paris antrat. — Nachdem mich auf dieser Reise in Strassburg das weltberühmte Münster gefesselt und ergriffen hatte, reiste ich mit der damals noch besten Fahrgelegenheit, der sogenannten *Malle-poste*, nach Paris weiter. Eines sonderbaren Phänomen's entsinne ich mich hierbei: bis hierher hatte die Nachwirkung der Kanonen- und Flintenschüsse des Dresdener Kampfes, namentlich im halb wachen Zustande, immer noch fortgewährt; jetzt fesselte mich das Summen der schnell rollenden Räder auf der Landstrasse, und auf der ganzen Reise glaubte ich in ihm, wie von tiefen Bassinstrumenten vorgetragen, die Melodie von «Freude schöner Götterfunken» aus der 9. Symphonie zu vernehmen.

Seit meinem Eintritt in die Schweiz, bis zu meiner Ankunft in Paris, hatte sich meine, vorher zu traumartiger Dumpfheit herabgedrückte Stimmung, zu einem noch nie gefühlten, frei behaglichen Wohlgefühl erhoben. Ich kam mir wie der Vogel in der Luft vor, der nicht bestimmt sei, in einem Sumpfe zu Grunde zu gehen. Bald nach meiner Ankunft in Paris, in der ersten Woche des Juni, trat hiergegen jedoch wieder eine sehr fühlbare Reaktion ein. Ich war von *Liszt* an seinen ehemaligen Sekretair *Belloni* empfohlen; dieser glaubte, treu den erhaltenen Weisungen, mich alsbald mit einem «Auteur» *Gustave Vaisse*, den ich jedoch nicht persönlich kennen lernte, wegen eines für Paris zu komponierenden Operntextes in Verbindung setzen zu müssen. Davon hörte ich nun nicht gern, und fand genügenden Grund zur Abwehr der hierauf zielenden Unterhandlungen in den Mittheilungen, die man sich gegenwärtig über den Stand der damals in Paris wüthenden Cholera machte. Ich war, um in *Belloni*'s Nähe zu sein, in der *rue Notre-Dame de Lorette* abgestiegen; dort kamen fast stündlich, von dumpfem Trommelschlag angekündigt,

Leichenkondukte der Nationalgarde vorbei. Bei drückender Hitze war mir der Genuss des Wassers streng verboten, und überhaupt in jedem Bezug der Diät auf das Strengste Vorsicht anempfohlen. Drückte bereits dieses die Stimmung in unbehaglichster Weise herab, so machte ausserdem die ganze damalige äussere Physiognomie von Paris auf mich den niederschlagendsten Eindruck. Noch las man die Devise: «liberté, égalité, fraternité» an allen öffentlichen Gebäuden und sonstigen Etablissements; dagegen erschreckte mich der Anblick der ersten *garçons caissiers* der Bank, welche, mit ihren langen Geldsäcken über den Schultern und dem grossen Portefeuille in der Hand, mir nie so häufig begegneten, als gerade damals, wo, im siegreichen Kampfe gegen die zuvor so gefürchtete Propaganda des Sozialismus, die alte Kapital-Herrschaft mit fast verhöhnendem Pompe das öffentliche Vertrauen wieder zu gewinnen auf das Eifrigste sich anliess. Wie mechanisch hatte ich einen Besuch in dem Musikladen *Schlesinger*'s, für welchen jetzt ein noch bei weitem decidirterer Jude, Herr *Brandus*, mit schmutzigster Persönlichkeit als Nachfolger eingetreten war, gemacht. Nur der alte Commis, Mr *Henri*, bewillkommnete mich freundlich, und nachdem ich mit ihm eine Zeit lang in dem anscheinend menschenleeren Magazine mich laut unterhalten hatte, frug er mich endlich mit einiger Verlegenheit, ob ich denn meinen Lehrer («votre maître») *Meyerbeer*, noch nicht begrüsst habe. «Ist Herr *Meyerbeer* hier?» frug ich. «Gewiss», war die noch verlegenere Antwort, «ganz in der Nähe, dort hinter dem Bureau.» Da ich auf dasselbe zuschritt, kam wirklich mit allergrössester Verlegenheit *Meyerbeer* von dort, wo er sich über zehn Minuten, nachdem er meine Stimme vernommen, still verborgen gehalten hatte, hervor, sich lächelnd mit einer dringenden Correktur entschuldigend. Ich hatte an dieser Erscheinung und diesem sonderbaren Wiedersehen genug; es kam so Vieles im Betreff dieses Mannes bedenklich mir widerfahrenes, namentlich die Bedeutung seines letzten Benehmen's in Berlin gegen mich, in meine Erinnerung; da ich nun aber jetzt gar nichts mehr mit ihm zu thun hatte, begrüsste ich ihn mit einer gewissen heitern Freiheit, welche mir von dem Bedauern eingegeben ward, das ich über die von ihm, bei der Kenntnissnahme meiner Ankunft in Paris geäusserte Verlegenheit, empfand. Er nahm an, ich würde jetzt neuerdings versuchen, in Paris mein Glück zu machen, und schien sehr verwundert, als ich ihm im Gegentheil versicherte, dass mich der Gedanke, hier etwas zu suchen zu haben, anekele. «Aber *Liszt* hat doch ein brillantes Feuilleton über Sie im Journal des Débats veröffentlicht.» «Ah so», sagte ich, «ja, daran hatte ich nicht gedacht, dass die enthu-

siastische Ergebenheit eines Freundes sogleich als gemeinsame Spekulation aufgefasst werden müsste.» «Der Artikel hat aber viel Aufsehen gemacht. Es ist doch undenklich, dass Sie hieraus keinen Vortheil zu ziehen suchen sollten.» Diese widerliche Vermengung reizte mich zu einiger Heftigkeit, mit welcher ich *Meyerbeer* nun betheuerte, dass ich namentlich bei dem Laufe der Dinge, welchen jetzt die Welt unter der Herrschaft der Reaktion zu nehmen schien, an alles Mögliche, nur nicht an öffentliche Kunstproduktion dächte. «Aber was verhoffen Sie sich denn von der Revolution?» erwiderte er, «wollen Sie Partituren für die Barrikaden schreiben?» worauf ich ihm versicherte, dass ich ja überhaupt an Partiturschreiben gar nicht dächte. Wir schieden, offenbar ohne es zu einem gegenseitigen Verständniss gebracht zu haben. Noch begegnete ich *Moritz Schlesinger* auf der Strasse, der mich, ebenfalls unter dem Eindrucke des glänzenden *Liszt*'schen Feuilletons, als eine ihm sehr begreiflich dünkende Erscheinung anhielt. Auch er glaubte, ich müsste es durchaus auf Etwas in Paris abgesehen haben, und fand, dass ich dafür jetzt sehr gute Chancen hätte. «Wollen Sie mein Geschäft machen?» frug ich ihn, «Geld habe ich nicht. Glauben Sie aber, dass die Aufführung der Oper eines Unbekannten etwas anderes als eine *affaire d'argent* sein könne?» «Da haben Sie Recht», sagte *Moritz*, und liess mich augenblicklich stehen. — Von diesen widerlichen Berührungen mit der, jetzt von voller Pest behafteten Hauptstadt der Welt, wandte ich mich zu dem Schicksale meiner Dresdener Genossen zurück, von denen einige der mir nächst Stehenden ebenfalls in Paris angelangt waren. Bei dem Maler meiner Dekorationen zu «Tannhäuser», *Desplèchins*, traf ich den, so eben gleich mir hierher versprengten, *Semper*. Die Freude dieses Wiedersehens war nicht gering, trotzdem wir beide nicht umhin konnten, das Groteske unserer Lage zu belächeln. *Semper* hatte sich, nachdem die berühmte Barrikade, welche er als Architekt fortwährend unter Inspektion gehalten hatte, umgangen worden war (denn dass sie eingenommen worden wäre, hielt er für unmöglich), von dem übrigen Kampfe zurückgezogen. Dennoch glaubte er sich so weit der Denunciation bloss gestellt zu haben, dass er bei Ankündigung des Belagerungszustandes durch die Dresden okkupirenden Preussen, sich dort nicht mehr für sicher hielt. Er schätzte sich glücklich, als holsteinischer Landesangehöriger nicht von den deutschen Regierungen, sondern vom dänischen Gouvernement in Betreff eines Passes abhängig gewesen zu sein, welcher ihm zur ungestörten Flucht nach Paris verholfen hatte. Als ich ihn aufrichtig und herzlich über diese Wendung der Dinge, welcher ihn aus einer so eben begonnenen grossen

Berufsthätigkeit, der Vollendung des Baues des Dresdener Museums, heraus gerissen habe, beklagte, wollte er hierauf nicht viel geben, und meinte, er habe Aerger genug damit gehabt. Trotz unserer gedrückten Lage, verbrachte ich mit *Semper* die einzigen heiteren Stunden dieses Pariser Aufenthaltes. Bald fand sich auch noch der junge *Heine*, mein ehemaliger Lohengrin-Dekorationsaspirant, ebenfalls als Flüchtling dazu. Ihm war für sein Fortkommen nicht bange, da ihn sein Lehrer *Desplèchins* gern in Beschäftigung zu nehmen sich erbot. Nur ich erkannte mich gänzlich zwecklos nach Paris verschlagen, und sehnte mich auf das Heftigste aus dessen Choleraatmosphäre hinweg. Hierzu erbot mir *Belloni* eine Gelegenheit, welche ich sogleich freudig ergriff: er lud mich ein, ihm und seiner Familie nach einem Landaufenthalte bei *La Ferté sous Jouarre* zu folgen, wo ich, in reiner Luft und vollkommener Stille, mich erholen, und die Wendung der Dinge für mich abwarten könnte. Dort hinaus, nach *Rueil*, ging nun nach acht Tagen, welche ich in Paris verbracht, die kleine Reise, und bei einem marchand de vin, Monsieur *Raphaël*, in unmittelbarer Nachbarschaft des Maire's des Dorfes, bei welchem die Familie *Belloni* ihren Aufenthalt nahm, fand ich für jetzt mein dürftiges Unterkommen in einer Stube mit Alkoven, in welcher ich nun meinem weiteren Schicksale entgegensah. Während eine Zeit lang alle Nachrichten aus Deutschland ausblieben, suchte ich so gut wie möglich mit Lekture mich zu beschäftigen, und nachdem ich mit *Proudhon*'s Schriften, namentlich mit seinem «De la Propriété», mich in der Weise beschäftigt hatte, dass ich für meine Lage sonderbar ausschweifende Tröstungen daraus gewann, unterhielt mich längere Zeit die zerstreuend anziehende «Histoire des Girondins» von *Lamartine*. Eines Tages brachte mir *Belloni* die Nachricht von dem verunglückten Emeute-Versuch der Republikaner unter *Ledru-Rollin*'s Führung, welcher soeben, am 13. Juni, in Paris gegen das bereits in voller Reaktion segelnde provisorische Gouvernement unternommen worden war. So viel Entrüstung diese Nachricht bei meinem Versorger und dem Maire des Ortes, seinem Verwandten, an dessen Tisch wir täglich unsere bescheidene Mahlzeit einnahmen, hervorbrachte, so machte sie im Ganzen doch weniger Eindruck auf mich, da mein Augenmerk immer noch in sehr aufgeregter Stimmung auf die deutschen Vorgänge am Rheine, namentlich auf das, einer provisorischen Regierung verfallene Grossherzogthum Baden, gerichtet war. Als nun aber auch von dort die Nachrichten von der durch die Preussen herbeigeführten Niederlage der, Anfangs nicht hoffnungslos erscheinenden Bewegung eintrafen, wurde mir sonderbar wehe zu Muthe: die Nüchtern-

heit, mit welcher ich auf meine persönliche Lage zu blicken genöthigt war, übermannte mich; das, bisher meine Aufregung rechtfertigende, Ungemeine derselben verlor sich immer mehr in die gemeine Nöthigung der praktischen Sorgen. Zu meiner vollständigsten Ernüchterung hätten die endlich eintreffenden Mittheilungen von Seiten meiner weimaranischen Freunde, sowie von meiner Frau, führen sollen. Ich erfuhr von den ersteren eine ziemlich trockene Beurtheilung meines Verhaltens in der letzten Vergangenheit; man fand, dass vorläufig nichts für mich zu thun sei, namentlich nicht in Dresden, oder etwa bei dem grossherzoglichen Hofe, da man an «eingeschlagene Thüren füglich nicht gut anklopfen könnte»; «on ne frappe pas à des portes enfoncées» — (Fürstin *v. Wittgenstein* an *Belloni*). Ich wusste nicht, was ich hierzu sagen sollte, da es mir keineswegs eingefallen war, durch eine Vermittelung nach jenen Seiten hin etwas für mich zu erwarten, und nahm es dagegen mit unbefangener Genugthuung auf, dass man für das Nächste mir einige Hülfsmittel zukommen liess. Mit diesen beschloss ich, mich nach Zürich aufzumachen, um dort bei *Alex. Müller*, in dessen Wohnung ich genügenden Raum bemerkt hatte, ein vorläufiges Unterkommen zu suchen. Am traurigsten war mir ein Brief meiner Frau, welche längere Zeit gar nichts von sich hören gelassen hatte. Sie kündigte mir an, unmöglich an eine Wiedervereinigung mit mir denken zu können; denn nachdem ich so gewissenlos eine Anstellung, und überhaupt ein Verhältniss, wie sie nie wieder sich mir bieten würden, verscherzt und zertrümmert hätte, wäre einer Frau wohl schwerlich zuzumuthen, an meinen etwaigen Unternehmungen für eine zukünftige Versorgung Theil zu nehmen. Ich fühlte mich zunächst zu einer gerechten Würdigung der üblen Lage meiner Frau gestimmt; indem ich sie vollkommen hülflos meinerseits lassen musste, konnte ich sie zunächst nur auf den möglichen Erlös aus dem Verkauf unseres Dresdener Mobiliars, sowie auf die Theilnahme meiner Leipziger Verwandten anweisen. Die Vorstellung von dem Bedrückenden dieser Lage hatte bisher nur dadurch mir erleichtert werden können, dass ich sie als einigermaassen an der mich beherrschenden Aufregung Theil nehmend gedacht hatte, wofür ich während jenen ausserordentlichen Vorgängen selbst mancherlei Anzeigen wahrgenommen zu haben glaubte. Diess stellte sie nun aber vollständig in Abrede, wollte in mir durchaus nur Das ersehen, was die öffentliche Meinung daheim allgemein sah, welche sie einzig darin milderte, dass sie meinen unerhörten Leichtsinn als Entschuldigung dafür annahm. Nachdem ich nun *Liszt* herzlich empfohlen hatte, zunächst nach Kräften für meine Frau einige

Sorge zu tragen, gelangte ich jetzt aber bald zu einiger Beruhigung über dieses im ganzen so unerwartete Benehmen meiner Frau. Ihrer Erklärung, mir zunächst nun nicht wieder schreiben zu wollen, erwiderte ich durch meine Vornahme, sie gleichfalls durch Mittheilung über mein sehr zweifelhaftes Schicksal nicht in neue Beunruhigung zu versetzen. Es ging mir der Verlauf unseres langjährigen Zusammenlebens, seit jenem ersten, so stürmischen und leidenvollen Jahre unserer Verheiratung, an meinem prüfenden Bewusstsein vorüber. Unzweifelhaft waren die bedrängnissvollen Jugendjahre unseres ersten Pariser Aufenthaltes wohlthätig wirksam gewesen. Die Noth, in welcher sie sich so ausdauernd benahm, wie ich mich arbeitsam gegen sie wehrte, hatte die Seele unserer Gemeinsamkeit wie in eisernen Banden gefesselt. Einen schönen Lohn für das Ausgestandene fand dann *Minna* in meinem Dresdener Erfolge, und namentlich der dortigen, so beneideten Anstellung. Als *Frau Kapellmeisterin* war sie offenbar auf der Höhe aller ihrer Erwartungen vom Leben angelangt, und was mir endlich meine Wirksamkeit als Dresdener Kapellmeister verbitterte, empfand sie nur als eine Bedrohung jenes ihres Wohlbehagens. Bereits mit der Richtung, welche ich mit dem «Tannhäuser» einschlug, und durch welche sie meine Erfolge auf den Theatern so bedenklich bedroht sah, schwand ihr eigentlich der Muth und das Vertrauen auf unsre Zukunft. Je mehr ich endlich, theils in meinen Conceptionen, für welche ich mich immer unmittheilsamer gegen sie verhielt, theils aber gar in meinem Verhalten zu dem Theater und seinem Chef, immer mehr aus dem ihr einzig erspriesslich dünkenden Geleise mich entfernte, verlor sie nun gar jenen Zusammenhang mit mir, in welchem sie in früheren Jahren, wie sie aus den Erfolgen nachweisen zu dürfen glaubte, mit mir gestanden zu haben vermeinte. Mein Benehmen in der Dresdener Katastrophe sah sie als Folge dieser Abirrungen vom richtigen Wege an, und erkannte darin nur den Einfluss gewissenloser Menschen auf mich, namentlich des unglücklichen *Röckel*, welche meiner Eitelkeit geschmeichelt und mit sich mich in das Verderben gezogen hätten. Tiefer als dieser, doch immer nur noch die äusseren Lebensverhältnisse betreffende Zwiespalt, hatte aber von jeher, seit unserer Wiedervereinigung, die innere Unübereinstimmung zwischen uns sich meines Bewusstseins bemächtigt. Von je war es zwischen uns zu Auftritten von der allerleidenschaftlichsten Heftigkeit gekommen: nie hatten diese Auftritte sich durch eine Versöhnung, oder gar ein Bekenntniss ihres Unrechtes, ausgeglichen; sowohl das Bedürfniss schneller Wiederherstellung des häuslichen Friedens, als auch die nach jedem

Excess der Aufregung sogleich mir nahe tretende Erkenntniss, dass bei der grossen Ungleichheit der Charakteranlagen, und namentlich des Bildungszustandes, es an mir sei, durch das richtige Benehmen solchen Auftritten vorzubeugen, hatten mich stets vermocht, alle Schuld der vorgefallenen Ereiferungen auf mich zu nehmen, und *Minna* durch das Bekenntniss meiner Reue darüber, zu besänftigen. Leider musste ich endlich gewahren, dass ich dadurch mich aller Macht über ihr Gemüth, namentlich über ihren Charakter begeben hatte; denn trat nun der Fall ein, in welchem ich ganz unmöglich zu dem gleichen Versöhnungsmittel greifen konnte, weil es der ganzen Consequenz meiner Anschauung und meiner Handlungsweise galt, so traf ich jetzt auf ein durch meine frühere Nachgiebigkeit in dem Grade verhärtetes weibliches Gemüth, dass nie und unter keinen Umständen ein je gegen mich begangenes Unrecht nur als möglich eingeräumt wurde. Genug, was zu dem Verfall meiner Dresdener Lage, meiner grossen Rücksichtslosigkeit gegen meine dortige Stellung, unbeachtet nicht wenig beigetragen hatte, war der nicht mindere Verfall meines ehelichen Lebens, in welchem ich nicht nur keinen Halt, keine Tröstung und Stärkung fand, sondern sogar auf den unbewussten Mitverschwornen der mich bedrückenden feindseligen Verhältnisse traf. Diese Einsicht stellte sich jetzt, nachdem ich die erste Erschütterung über das offenbar lieblose Benehmen meiner Frau überstanden, deutlich in mir heraus. Ich entsinne mich jedoch, dass ich hierdurch nicht eigentlich von einem Schmerze erfasst wurde, dass im Gegentheil, da ich denn nun einmal gänzlich hülflos war, die Erkenntniss, bisher mein ganzes Leben auf Sand gebaut zu haben, mit einer fast erhabenen Beruhigung auf mich wirkte. Was diese schnell gewonnene Ruhe mir allerdings einzig ermöglichte, war aber eben das Bewusstsein dieser vollständigen Verlassenheit, für welche ich nun in meiner gänzlichen Armuth einen mich stärkenden Trost fand. So ergriff ich die zuletzt aus Weimar mir gebotene Hülfe mit Eifer, um meinem zwecklosen Aufenthalte, in welchem ich nach irrig mir gesteckten Zielen streben sollte, mich zu entziehen, und einen Zufluchtsort aufzusuchen, welcher nichts anziehendes für mich hatte, als gerade nur die gänzliche Aussichtslosigkeit, auf den bisher von mir betretenen Lebensbahnen es dort zu etwas zu bringen. Diess war eben das von aller öffentlichen Kunst gänzlich entblösste *Zürich*, wo zum ersten Male mir einige einfache Menschen begegnet waren, welche von meinen künstlerischen Arbeiten nichts kannten, wie es aber schien, an meiner nackten Person ein freundschaftliches Wohlgefallen gefunden hatten. —

Ich kam im Hause *A. Müller*'s an, begehrte irgendwo eine Kammer zu meinem Unterkommen, und wies ihm, als den Rest meines ganzen Vermögens, 20 Franken an. Zwar musste ich bald bemerken, dass mein alter Bekannter durch mein ihm äusserlich bezeigtes Zutrauen in Verlegenheit gesetzt wurde, und darüber in Besorgniss gerieth, was mit mir anzufangen sein sollte. Ein in der ersten Aufwallung von ihm mir zur Verfügung gestelltes grösseres Zimmer, in welchem ein Flügel stand, gab ich alsbald freiwillig auf, um mich in ein blosses Schlafzimmer zurückzuziehen. Peinlich war es mir nur, an seinen häuslichen Mahlzeiten Theil zu nehmen, nicht, weil sie meinem Geschmack unangenehm, sondern meinen Verdauungswerkzeugen nachtheilig waren. Dagegen fand ich ausser dem Hause meines Gastfreundes die entgegengesetzte, vom lokalen Standpunkte betrachtet, schwelgerischeste Aufnahme. Dieselben jüngeren Männer, welche bei meiner vorherigen Durchreise durch Zürich so theilnehmend sich zu mir gefunden hatten, zeigten fortwährend grosse Neigung zu meinem Umgang. Bald trat unter ihnen *Jakob Sulzer* mit auffallender Bedeutung hervor. Dieser blieb noch längere Jahre in dem Fall, wegen unzureichenden Alters nicht zum Mitglied der Züricher Regierung berufen werden zu können, weil hierzu das dreissigste Jahr nöthig war. Trotz seiner Jugendlichkeit, übte er jedoch auf alle seine Umgebung den Einfluss der vollsten Mannesreife aus. Wenn man mich in späteren Zeiten frug, ob ich in meinem Leben je Dem begegnet sei, was man, im moralischen Sinne, wirklichen Charakter und eigentliche Rechtschaffenheit nennt, so konnte ich nach genauer Prüfung niemand anders, als diesen jetzt neu mir gewonnenen Freund, *Jakob Sulzer*, nennen. Er verdankte seine frühe Beförderung zu einer der vorzüglichsten Anstellungen im Canton Zürich, nämlich als Staatsschreiber, dem Bedürfnisse der vor Kurzem zur Regierung gelangten, von *Alfred Escher* geführten liberalen Partei, welche, da sie die öffentlichen Aemter nicht füglich mit den hierfür geübteren Gliedern der älteren konservativen Partei besetzt lassen konnte, darauf angewiesen war, ihr eifrigstes Augenmerk auf besonders begabte jüngere Leute zu richten. Als ein solcher war *Sulzer* vor allen in das Auge gefasst worden. Er war soeben von den Universitäten in Bonn und Berlin zurückgekommen, um als Docent der Philologie in seiner Heimath sich zu habilitiren, als er von der neuen Regierung zu ihrem Mitgliede geworben wurde. Um dem ihm gestellten Ansinnen zu entsprechen, hatte er nöthig gehabt, sich ein halbes Jahr nach Genf zu begeben, um sich im Gebrauch der französischen Sprache, welche er bei seinen ernsten philologischen Studien bisher vernachlässigt

hatte, nothdürftig zu üben. Sein grosser Scharfblick, sein ungemeiner Fleiss, sowie die grosse Selbstständigkeit und Unbeugsamkeit seines, jedem Partei-Manövre unzugänglichen Charakter's, verschafften ihm in wenigen Jahren eine der wichtigsten Stellungen in der Regierung, welcher er längere Zeit als Direktor der Finanzen, und namentlich als Mitglied des eidgenössischen Schulrathes, zu bedeutender und segensreicher Wirksamkeit nützte. Seine so unerwartete Bekanntschaft mit mir schien ihn in eine eigenthümliche Schwankung zu versetzen; von seinen philologischen und humanioren Studien, zu welchen er aus Neigung bestimmt worden, war er durch die unerwartete Berufung in die Regierung in überraschender, fast betäubender Weise abgelenkt worden. Fast schien es, als ob sein Bekanntwerden mit mir ihn in Reue desswegen versetzte. Meine Dichtung von «Siegfried's Tod» deckte ihm, dem Kenntnissvollen, mein Studium des deutschen Alterthum's auf, welchem auch er, jedoch mit grösserer philologischer Genauigkeit, als mir diess möglich geworden war, sich beschäftigt hatte. Namentlich aber durch sein etwas späteres Bekanntwerden mit meiner Art, die Musik zu betreiben, war der so eigenthümlich ernste und zurückhaltende Mensch in so warme Theilnahme für eine seinem erwählten Berufe fern abliegende Sphäre versetzt, dass er endlich, wie er deutlich bekannte, ganz bestimmt sich bemühen zu müssen glaubte, gegen diese störenden Einflüsse sich mit einer absichtlichen Schroffheit zu behaupten. In dieser ersten Zeit meines Züricher Aufenthaltes liess er sich jedoch mit wirklichem, liebenswürdigem Freimuth in dieser Richtung gehen. Die altehrbare officielle Wohnung des ersten Staatsschreibers beherbergte häufiger, als diess dem Ansehen des Staatsbeamten des kleinen Philisterstaates dienlich sein konnte, gastliche Zusammenkünfte einer Gesellschaft, wie sie nur um mich als Mittelpunkt sich bilden konnte. Besonders dem Musiker *Baumgartner* erschienen bei solchen Gelegenheiten die Produkte von *Sulzer*'s Weinbergen in Winterthur, welcher diese mit vieler Liberalität spendete, von grosser Anziehungskraft. Wenn auch ich, bei meiner damaligen verzweiflungsvoll heiteren Losgebundenheit, in den äussersten Consequenzen meiner jetzt sich bildenden Kunst- und Lebenstheorien mich bis zu dithyrambischen Ergüssen hatte hinreissen lassen, wurde mir oft von meinen Zuhörern in einer Laune erwidert, welche ich nicht unrichtig häufiger dem genossenen Weine, als der Einwirkung meiner Begeisterung zuschreiben musste. Als einst der Professor *Ettmüller*, der Germanist und Edda-Gelehrte, nachdem er auf *Sulzer*'s Einladung einer Vorlesung meines «Siegfried» beigewohnt hatte, in schwerfällig begeister-

tem Zustand auf den Heimweg geleitet worden war, brach unter den zurückbleibenden Genossen ein sonderbarer Uebermuth aus: ich gerieth auf den Gedanken, dem Herrn Staatsschreiber die schweren Thüren seiner Wohnung aus den Angeln zu heben; als der Staatsschreiber *Hagenbuch* die grosse Anstrengung, die mir diess kostete, gewahrte, stellte er mir seine ausserordentliche Körperkraft hülfreich zu Gebote, und mit ziemlicher Leichtigkeit wurden nun gemeinschaftlich wirklich sämmtliche Thüren ausgehoben und zur Seite gestellt, worüber *Sulzer* keine Miene anders, als zu freundlich wohlwollendem Lächeln, verzog. Nur des anderen Tages bekannte er uns, auf unsre Erkundigung danach, dass ihn das mühsame Wiedereinheben der Thüren, welches er mit seiner geringen Kraft allein hatte bewerkstelligen müssen, die ganze Nacht bis zum Morgen beschäftigt habe, da es ihm natürlich daran gelegen gewesen, dem sehr früh erscheinenden Weibel die wilden Vorgänge der Nacht geheim zu halten.

Die eigenthümliche Vogelfreiheit, in welcher ich mich befand, wirkte mit zunehmender Aufregung auf mich. Oft bangte mir selbst vor der übermässigen Exaltation meines ganzen Wesens, in welcher ich stets und gegen Jeden aufgelegt war, in den seltsamsten Paradoxen mich zu ergehen. Alsbald nach meiner Ankunft in Zürich machte ich mich daran, meine Ansichten über das Wesen der Dinge, wie sie unter dem Drange meiner künstlerischen Lebenserfahrungen und dem Einflusse der politischen Aufregung der Zeit sich gebildet hatten, aufzuzeichnen. Da mir überhaupt jetzt nichts übrig zu bleiben schien, als mit der schriftstellerischen Feder, so gut es ging, mir etwas zu verdienen zu suchen, war ich auf den Gedanken gekommen, für ein grosses französisches Journal, etwa den damals noch bestehenden «National», eine Reihe von Artikeln zu liefern, in welchen ich mich, in meinem revolutionären Sinne, über die moderne Kunst und ihr Verhalten zur Gesellschaft aussprechen wollte. Sechs dieser zusammenhängenden Aufsätze sandte ich meinem älteren Bekannten *Albert Frank*, dem Bruder jenes bedeutenderen *Hermann Frank*, welcher in Paris die früher durch meinen Schwager *Avenarius* geleitete deutsch-französische Buchhandlung als Eigenthümer übernommen hatte, mit dem Wunsche zu, für ihre Uebersetzung in das Französische, und geeignete Veröffentlichung sorgen zu wollen. Ich erhielt diese Artikel mit der bald als sehr richtig befundenen Bemerkung, dass sowohl ihr Verständniss, wie selbst nur ihre Beachtung seitens des Pariser Publikum's, namentlich in dieser Zeit, durchaus unmöglich erschien, zurückgeschickt. Ich versah das Manuskript nur mit der Ueberschrift

«Kunst und Revolution», und sandte es an den Buchhändler *Otto Wigand* nach Leipzig, welcher auch wirklich seine Herausgabe als Broschüre übernahm, und mir fünf Louis d'or als Honorar dafür übersandte. Dieser ausserordentliche Erfolg bestimmte mich, an eine weitere Ausbeutung meiner schriftstellerischen Anlage zu denken. Ich suchte unter meinen Papieren die Abhandlung hervor, welche ich im vergangenen Jahre, als Ausbeute meiner historischen Studien über die Nibelungen-Sage, für mich aufgezeichnet hatte, gab ihr den Titel: *«Die Wibelungen, Weltgeschichte aus der Sage»*, und versuchte damit mein Glück sofort wieder bei *Wigand*. Der aufregende Titel von «Kunst und Revolution», sowie das ungeheure Aufsehen, welches mein Charakter als zum politischen Flüchtling gewordenen königlichen Kapellmeister machte, hatte den radikal gesinnten Verleger mit der Hoffnung auf ergiebigen Skandal aus der Veröffentlichung meiner Schriften erfüllt. Wirklich erfuhr ich sehr bald, dass er einen zweiten Druck von «Kunst und Revolution», ohne mir jedoch als von einer zweiten Auflage davon Notiz zu geben, in kürzester Zeit hatte vornehmen lassen. Auch mein neues Manuskript nahm er mir daher, gegen fünf Louis d'or Honorar, ab. Diess war zum ersten Male, dass ich von der Veröffentlichung meiner Arbeiten einen Gewinn zog, und wirklich glaubte ich, nun auf dem rechten Punkte angelangt zu sein, um meinem Schicksale in aktiver Weise beizukommen. Ich ging mit mir zu Rathe darüber, nächsten Winter öffentliche Vorlesungen über ähnliche Gegenstände in Zürich zu halten, und überhaupt in dieser freien gelegentlichen Weise mich in der Lage zu erhalten, ohne Anstellung, und namentlich ohne Musik, mir eine, wenn auch dürftig lohnende, Wirksamkeit für die nächste Zeit einzurichten.

Es schien mir nöthig, dass ich auf solche Auskunftsmittel verfiel, da andrerseits die Welt sich ganz wieder in der Weise einrichtete, dass ich, ohne etwas Geldverdienst, nicht gewusst hätte, wie ich in ihr bestehen sollte. Kurz nach meiner Ankunft in Zürich hatte ich die Reste der auf Schweizer Gebiet versprengten badischen Armee, mit den sie begleitenden flüchtigen Freischaaren, anlangen sehen, was mir einen jammervollen und unheimlichen Eindruck machte. Die Nachricht von der Uebergabe bei *Villagos* durch *Görgey* lähmte die letzten Hoffnungen für die Behauptung der bis dahin immer noch unentschiedenen Stellung des grossen europäischen Freiheitskampfes. Erst jetzt wendete ich, jedoch mit grosser und banger Erschütterung, meinen Blick von den äusseren Weltbegebenheiten auf mein Inneres zurück. In dem *Café littéraire*, wo ich täglich nach meiner beschwerlichen Mahlzeit unter einem Domino

und Jast spielenden und qualmenden Männerjux meinen Kaffee zu nehmen pflegte, betrachtete ich träumerisch die ordinären Wandtapeten, welche antike Gegenden darstellten, und mir in wunderlicher Weise den in früher Jugend von einem *Genelli*'schen Aquarell, die Erziehung des Dionysos durch die Musen darstellend, im Hause meines Schwagers *Brockhaus* empfangenen Eindruck zurückriefen. Ich conzipirte da die Ideen zu meinem «Kunstwerk der Zukunft», und wunderbar bedeutungsvoll war es mir, dass ich aus einer solcher Träumereien einmal durch die Anzeige des Aufenthaltes der *Schröder-Devrient* in Zürich geweckt wurde. Hastig machte ich mich auf, um sie im nahe gegenüber liegenden Gasthofe «Zum Schwerte» aufzusuchen, erfuhr aber zu meinem fast heftigen Schrecken, dass sie so eben mit dem Dampfschiff bereits wieder abgereist sei. Ich habe sie nun nie wieder gesehen, sondern hatte nur nach längeren Jahren durch meine Frau, welche später in Dresden wieder in näheren Umgang mit ihr gelangte, ihren schmerzlichen Tod zu erfahren.

Nachdem ich so zwei merkwürdige Monate des Sommers in dieser wilden, sonderbar losgelösten Lage verbracht, erhielt ich auch wieder tröstliche Lebenszeichen von der in Dresden zurückgebliebenen *Minna.* Obgleich diese sich so schroff und verletzend von mir abgesondert hatte, brachte ich es doch nicht über mich, von ihr mich als völlig losgebunden anzusehen. Ich erkundigte mich bei einer ihrer Verwandten durch einen Brief, von dem ich anzunehmen hatte dass er ihr zugesendet würde, theilnehmend nach ihrem Schicksal, für welches ich andrerseits durch wiederholte Anempfehlung an *Liszt*, so weit es mir eben einzig möglich war, gesorgt hatte. Hierauf bekam ich nun eine direkte Antwort, welche mir, neben den Beweisen für die Rüstigkeit der thätigen Frau gegenüber ihrer schwierigen Lage, zugleich Zeugniss für ihren ernstlichen Wunsch, sich wieder mit mir zu vereinigen, gab. Sie sprach zwar ihren grossen Unglauben an alle die Aussichten, die ich mir für ein Auskommen in Zürich selbst eröffnet hatte, fast verachtungsvoll aus, meinte aber doch, sie müsse, da sie nun einmal meine Frau sei, es nochmals wagen, und hielt dabei die Annahme fest, ich werde ihr Zürich nur als vorübergehenden Zufluchtsort anbieten, und dagegen in Paris meine Geschäfte als Opernkomponist ernstlich zu betreiben suchen. So kündigte sie mir an, einen bestimmten Tag des Septembers dieses Jahres mit dem Hündchen *Peps*, dem Papagey *Papo*, und ihrer vorgeblichen Schwester *Nathalie*, in Rorschach auf Schweizer Boden ankommen zu wollen. Nachdem ich zu ihrem Empfang und unserer gemeinschaftlichen Beherbergung eine Stube und Kammer gemiethet, machte ich mich nun von Rapperswyl zu einer

Fussreise, durch das berühmte freundliche Toggenburg und Appenzell, nach St. Gallen und Rorschach auf, und fühlte mich doch sehr gerührt, als ich die sonderbare Familie, welche zur Hälfte aus Hausthieren bestand, im Hafen von Rorschach anlanden sah. Besonders freundlich, ich muss diess offen gestehen, wirkten das Hündchen und der Vogel auf mich. Meine Frau erkältete meine Empfindung jedoch sogleich beim Wiedersehen durch die Drohung, jeden Augenblick zur Rückkehr nach Dresden bereit zu sein, wo ihr von vielen befreundeten Seiten, für den Fall eines ungeeigneten Benehmens meinerseits, Schutz und Zuflucht zugesichert sei. Mir genügte dagegen ein Blick auf die in kurzer Zeit offenbar sehr gealterte Frau, um mich zu dem nöthigen Mitleiden zu stimmen, welches alsbald meine Bitterkeit verschlang. Ich suchte ihr vor Allem Muth zu machen, und das gegenwärtige Missgeschick nur als vorübergehend darzustellen. Diess gelang nun im Anfang schwer; schon die kleinliche Aussenseite der Stadt Zürich beschämte sie in der Erinnerung an das stattlichere Dresden. Auf die Freunde, mit denen ich sie bekannt machte, gab sie gar nichts. Den Staatsschreiber *Sulzer* hielt sie für einen einfachen «Stadtschreiber, der doch in Deutschland gar nichts zu bedeuten habe». Völlig empört war sie über die Frau meines bisherigen Kostfreundes, *A. Müller*, als diese auf ihre Klagen über die elende Lage, in welche ich mich gebracht, ihr entgegen hielt, das sei ja eben meine Grösse, dass ich sie nicht gescheut habe. Wiederum aber schmeichelte sie mir durch die Verkündigung der Ankunft einiger Effekten meines Dresdener Hausstandes, von welchen sie annahm, dass sie für eine zukünftige Niederlassung unentbehrlich seien. Diese bestanden aus meinem gut gemeinten, aber schlechten *Breitkopf*- und *Härtel*'schen Flügel, und dem in gothischem Rahmen eingefassten Titelblatte der Nibelungen von *Cornelius*, das ich in Dresden über meinem Schreibtisch aufgehängt hatte. Auf diese Grundlage einer häuslichen Niederlassung hin beschlossen wir, uns nun in einer kleinen Wohnung, in den sogenannten «hinteren Escherhäusern» am Zeltwege, einzurichten. Aus dem mit grossem Geschick von ihr vollbrachten, an sich sehr schwierigen und mannigfach angefochtenen Erlös unseres Dresdener Mobiliar's, waren ihr bei ihrer Ankunft noch etwa 100 Thaler für unsre Niederlassung übrig geblieben. Meine kleine, aber sorgfältig ausgewählte Büchersammlung, glaubte sie mir vortrefflich bewahrt zu haben, indem sie sie, auf dessen dringendes Anerbieten hierfür, dem Bruder meines Schwagers, dem Buchhändler und sächsischen Abgeordneten *Heinrich Brockhaus*, übergeben hatte. Sehr bestürzt war sie dagegen, als sie späterhin, da sie nun die Zusendung der Bücher von dem

vorsorgenden Verwandten sich erbat, von diesem erfuhr,dass er sie für eine Schuld von 500 Thalern, welche ich in der Zeit meiner Dresdener Bedrängniss gegen ihn eingegangen war, bis zur Wiedererstattung dieser Summe in Beschlag genommen zu haben vermeinte. Da ich im Verlaufe vieler Jahre nie dazu gelangte, diese Schuld baar wieder erstatten zu können, blieb auch diese, für meine ganz besondren Bedürfnisse geordnete Büchersammlung für immer mir verloren. — Namentlich mit Hülfe des, von meiner Frau seines missverstandenen Titels wegen anfänglich so gering geschätzten, Staatsschreibers *Sulzer*, welcher, bei seinem im Uebrigen keineswegs reichen Vermögenszustande, es ganz natürlich fand, in bescheidenster Weise mir über die Schwierigkeiten meiner Lage hinweg zu helfen, gelang es aber doch die kleine Wohnung bald so gemüthlich herzurichten, dass es meinen einfach gewöhnten Züricher Freunden bei ihrem Besuche ganz behaglich darin erschien. Das unverkennbare Talent meiner Frau zeigte sich hier wieder in vollem Glanze; namentlich entsinne ich mich der ingeniösen Herrichtung eines Nipptisches durch Benützung der Kiste, in welcher meine Musikalien und Manuskripte durch *Minna*'s Fürsorge nach Zürich gelangt waren.

Endlich handelte es sich aber doch darum, wie ich nun Mittel zu unsrer Ernährung herbeischaffen sollte. Der Gedanke an, von mir zu haltende, öffentliche Vorlesungen empörte den Stolz meiner Frau im höchsten Grade. Sie kannte nur Eines, das Festhalten des von *Liszt* angeregten Planes: Composition einer Oper für Paris; schon um sie zu beruhigen, und da ich allerdings nichts Ergiebiges in der Nähe ersehen konnte, setzte ich mich auch wirklich hierüber in erneuete Correspondenz mit meinem grossen Freunde und seinem Sekretair *Belloni* in Paris. Immerhin musste etwas Nächstes geschehen; ich nahm die Einladung der Züricher Musikgesellschaft, in ihren Konzerten ein klassisches Orchesterwerk zu dirigiren, an, und studirte dem dürftigen Orchester derselben die A-dur Symphonie *Beethoven*'s ein, womit ich allerdings eine nachhaltige Wirkung auf das Auditorium hervorbrachte, mir auch ganze 5 Napoléons erwarb, meine Frau doch aber sehr traurig stimmte, weil sie der so bedeutenden Kunstmittel und rühmlicheren Umgebung gedachte, welche kurz zuvor in Dresden bei der gleichen Bemühung noch mitgeholfen und gelohnt hatten. Ihr steter Zuruf blieb unter allen Umständen, und ohngeachtet aller künstlerischen Skrupel, mich auf die glanzvollere Pariser Carrière zu werfen. Während es immer noch uns beiden unerklärlich bleiben musste woher ich denn nur die Mittel zu der Reise und dem nöthigen Aufenthalte hierfür in Paris nehmen sollte, versenkte ich mich von Neuem in

die mir jetzt einzig nahe liegende Sphäre der kunstphilosophischen Spekulation. Unter dem härtesten Drucke der Nahrungssorgen, und im stets sieglosen Kampfe gegen die Kälte eines sonnenlosen Parterrestübchen's, verfasste ich in den Wintermonaten November und Dezember dieses Jahres meine zusammenhängendere «Das Kunstwerk der Zukunft» betitelte Schrift. *Minna* hatte gegen diese Beschäftigung nichts einzuwenden, da ich ihr doch von dem Erfolg meiner ersten Brochüre und von der Hoffnung, diese grössere Schrift mit gesteigertem Honorar belohnt zu sehen, sagen konnte.

So genoss ich einer vorübergehenden Ruhe, in welcher mich nur die innere Aufregung beherrschte, die namentlich in Folge des Bekanntwerdens mit den Hauptschriften *Ludwig Feuerbach*'s in mir genährt wurde. Von jeher war mir der Hang zu eigen gewesen, in die Tiefen der Philosophie etwa so einzudringen, wie ich durch den mystischen Einfluss der neunten Symphonie *Beethoven*'s den abliegendsten Tiefen der Musik nachzuforschen mich gedrängt gefühlt hatte. Die ersten Versuche, diesen Drang zu befriedigen, waren durchaus fehlgeschlagen. Keiner der Leipziger Professoren hatte mich in den Vorlesungen über Fundamental-Philosophie und Logik fest zu halten vermocht. Ich hatte mir das Buch *Schelling*'s über den «transcendentalen Idealismus», welches mir seiner Zeit *Gustav Schlesinger*, ein Freund *Laube*'s empfahl, verschafft, zerbrach mir aber vergebens den Kopf, bei der Lektüre der ersten Seiten davon etwas zu denken, und kehrte immer wieder zu meiner «neunten Symphonie» zurück. In der letzten Periode meines Dresdener Aufenthaltes suchte ich jedoch auch diesem älteren, nun neu erwachten Drange wieder gerecht zu werden, und knüpfte dafür an meine damals mich so sehr fesselnden, tiefer gehenden historischen Studien an. Ich wählte nun, zu meiner Einführung in die Philosophie, *Hegel*'s «Philosophie der Geschichte». Hier imponirte mir vieles, und es schien mir als müsste ich auf diesem Wege in das Innere des Heiligthumes gelangen. Je unverständlicher viele im spekulativen Sinne resumirende Phrasen des ungeheuer berühmten, als Schlussstein aller philosophischen Erkenntniss mir gepriesenen gewaltigen Geistes, erschienen, desto mehr fühlte ich mich aufgeregt, der Sache von dem «Absolutum», und was damit zusammenhing, auf den Grund zu gehen. Die Revolution kam dazwischen; die praktischen Tendenzen für eine neue Gestaltung der Gesellschaft führten mich ab, und, wie ich bereits erwähnt, war es ein ehemaliger Theolog, damals deutsch-katholischer Prediger und politischer Agitator mit einem Calabreser Hute, Namens *Metzdorf*, welcher mich zuerst auf den «rechten

und einzigen Philosophen der Neuzeit», *Ludwig Feuerbach*, verwies. Jetzt brachte mir mein neuer Züricher Freund, der Klavierlehrer *Wilhelm Baumgartner*, dessen Buch über «Tod und Unsterblichkeit» in das Haus. Der allerseits anerkannte, sehr anregende, lyrische Styl des Verfassers übte auf mich, als gänzlich Fach-ungebildeten, einen grossen Reiz aus. Die verfänglichen Fragen, die hier, als ob sie zum erstenmal aufgeworfen würden, mit anziehender Umständlichkeit abgehandelt waren, hatten mich seit meinem ersten Umgange mit *Lehrs* in Paris, ebenso wie jeden phantasievollen ernsten Menschen, fortgesetzt, jedoch nie andauernd beschäftigt, und im Ganzen hatte ich mich in diesem Betreff mit den poetischen Andeutungen begnügt, die über dieses bedeutende Thema hier und da bei unsern grossen Dichtern vorkommen. Die Unumwundenheit, zu welcher sich *Feuerbach* in den reiferen Theilen seines Buches endlich über diese tief interessirenden Fragen ermuthigt, gefielen mir eben so ihrer tragischen, wie social-radikalen Tendenz wegen, sehr. Es schien mir rühmlich und lohnend, die einzige wahre Unsterblichkeit nur der erhabenen That, oder dem geistvollen Kunstwerke zugetheilt zu wissen. Etwas schwerer gelang es bereits, mich für «das Wesen des Christenthum's» von demselben Verfasser bei dauerndem Interesse zu erhalten, da ich die Breite und unbehülfliche Ausdehnung der Darstellung des einfachen Grundgedankens, die Religion vom rein subjektiven psychologischen Standpunkte aus zu erklären, unter der unwillkürlichen Wirkung der Lektüre nicht unempfunden lassen konnte. Jedoch galt mir *Feuerbach* nun einmal als Repräsentant der rücksichtslos radikalen Befreiung des Individuum's vom Drucke hemmender, dem Autoritätsglauben angehörender Vorstellungen, und dem Eingeweihten wird es recht wohl erklärlich dünken, welches Gefühl mich bestimmte, als ich meine Schrift «das Kunstwerk der Zukunft» mit einer Dedikation und einem Vorworte an *Feuerbach* einleitete. Meinen Freund *Sulzer*, einen wohlgeschulten Hegelianer, verdross es sehr, mich in dieser, zu dem von ihm gar nicht als Philosoph gezählten *Feuerbach* angenommenen, Stellung zu sehen. Das Beste an der Sache wäre, so meinte er, dass mich *Feuerbach* zu Gedanken angeregt habe, während dieser selbst keine besitze. Was mich dagegen wirklich bestimmt hatte, *Feuerbach* eine für mich wichtige Bedeutung beizulegen, war dessen Schluss, mit welchem er von seinem ursprünglichen Meister *Hegel* abfiel: dass nämlich die beste Philosophie sei, gar keine Philosophie zu haben, womit mir das bisher abschreckende Studium derselben ungemein erleichtert wurde; sowie zweitens, dass nur Das wirklich sei, was die Sinne wahrnehmen. Dass er in die ästhetische



Wahrnehmung unserer Sinnenwelt Das, was wir Geist nennen, setzte, diess war es, was mich, neben der Erklärung von der Nichtigkeit der Philosophie, für meine Conzeption eines allumfassenden, für die einfachste, rein menschliche Empfindung verständlichen Kunstwerkes, des vollendeten Drama's, im Momente seiner, jede künstlerische Intention verwirklichenden Darstellung als «Kunstwerk der Zukunft», so ergiebig unterstützte; und diesen Erfolg scheint mir *Sulzer* gemeint zu haben, als er geringschätzend über *Feuerbach*'s Einfluss auf mich sich äusserte. Allerdings war es mir nach kurzer Zeit bereits unmöglich geworden, auf dessen Schriften wieder zurückzukommen, und ich entsinne mich, dass sein bald hierauf erscheinendes Buch «über das Wesen der Religion», mich bereits der Monotonie seines Titels wegen derart abschreckte, dass ich es *Herwegh*, der es mir aufschlug, vor den Augen zusammen klappte.

Für jetzt arbeitete ich mit grosser Begeisterung einen zusammenhängenderen schriftstellerischen Entwurf aus, und freute mich eines Tages dem in Zürich eingetroffenen Vater meines jungen Freundes *Bülow*, dem Novellisten und Tieckianer *Eduard von Bülow*, bei einem Besuche, den er mir in meinem Stübchen abstattete, das Kapitel über die Dichtkunst vorzulesen, wobei ich jedoch zu bemerken hatte, dass ich mit meinen radikalen Ansichten über das Litteratur-Drama und den, jeder Gegenwart neu zu gebährenden Shakespeare, eine aufrichtige Bestürzung hervorrief. Desto besser, so hoffte ich, würde der Buchhändler *Wigand* dieses neue revolutionäre Buch aufnehmen, und seinem grösseren Volumen angemessen zu honoriren bereit sein. Ich forderte 20 Louisdor, und erhielt sie auch für's erste — zugesagt.

Diese erwartete Einnahme sollte nun mit dazu verhelfen, meinen endlich nothgedrungen gefassten Vorsatz auszuführen, noch einmal nach Paris zu gehen, um dort mein Glück als Opernkomponist zu versuchen. Hiermit hatte es nun seine besondere, höchst bedenkliche Bewandtniss: mir war der Gedanke daran nicht nur höchst verhasst, sondern ich wusste auch, dass ich mit dem Zugeständnisse seiner Ausführung wirklich eine Unredlichkeit beging, da es meinem Gefühle vollständig deutlich war, dass ich es nie ernst mit diesem Vorhaben würde meinen können. Alles wirkte aber zusammen und darauf hin, wenigstens in den Versuch eines solchen Unternehmens zu willigen; namentlich war es *Liszt*, welcher mich mit erneuten Ermahnungen, und jedenfalls in dem Glauben, dadurch mir den einzig geziemenden ruhmreichen Weg zu zeigen, dahin drängte, die im vergangenen Sommer durch *Belloni* angeknüpften Verhandlungen wieder aufzunehmen. Wie ernstlich in Folge dessen ich mich bemühte, mir die

Ausführung des Vorhabens als möglich zu denken, bewies ich dadurch, dass ich selbst den ausführlichen Plan des Sujets entwarf, welches der französische Dichter mir nur versificiren sollte, da ich an ein wirklich von diesem zu erfindendes und zu verfassendes Sujet, welches ich eben nur zu komponiren gehabt hätte, nie auch nur im entferntesten denken durfte. Ich wählte hierzu die am Schlusse meiner so eben vollendeten Schrift «das Kunstwerk der Zukunft» so emphatich berührte Sage von *Wieland dem Schmied,* welche mir durch die *Simrock*'sche Bearbeitung dieses Gegenstandes aus der Wilkyna Saga nahe getreten war. Ich arbeitete einen vollständigen scenischen Entwurf, mit bereits genauer Dialogisirung, für drei Akte aus, und glaubte mich nun unter Seufzen entschliessen zu können, diesen meinem Pariser Auteur zur Bearbeitung zu übergeben. Die Wege zu einigem Bekanntwerden meiner Musik in Paris glaubte *Liszt* durch sein Einvernehmen mit dem Dirigenten der damals dort bestehenden «Concerts de St. Cécile», Herrn *Seghers,* angebahnt zu haben. Im Januar des neuen Jahres sollte von ihm die «Tannhäuser-Ouvertüre» aufgeführt werden, und es schien nun erforderlich, dass ich um diese Zeit dort bereits anwesend sei. Dem meiner Mittellosigkeit wegen an sich so schwierig auszuführenden Unternehmen entstand anderseits eine sehr unerwartete Förderung. Wohl hatte ich mich nach jeder sonst befreundeten Seite in der Heimath um einige Hülfe für mich gewendet, jedoch vergebens. Namentlich von der Familie meines Bruder's *Albert,* dessen Tochter jetzt in eine glänzende theatralische Carrière eintrat, erfuhr ich die Behandlung, wie man sie einem schadhaften Gliede erweist, vor dessen Ansteckung man sich zu bewahren sucht. Dagegen eröffnete sich mir in rührender Weise die begeisterte Anhänglichkeit der in Dresden zurückgebliebenen Familie *Ritter,* mit welcher ich bisher nur durch den jungen *Karl* in eine vorübergehende Berührung getreten war. Durch meinen alten Freund *Heine* von meiner Lage benachrichtigt, hatte sich Frau *Julie Ritter,* die ehrwürdige Mutter des Hauses, sofort verpflichtet gefühlt, mir durch einen Geschäftsfreund die Summe von 500 Thalern zur Verfügung zu stellen. Um dieselbe Zeit erhielt ich aus Bordeaux einen Brief jener Mme *Laussot,* welche mich im vergangenen Jahre in Dresden besucht hatte, und die nun in wohlthätig rührenden Ausdrücken mir ihre fortgesetzte Theilnahme bezeigte. Es waren diess die ersten Symptome einer neuen Phase, in welche von jetzt an mein Leben treten sollte, und in welcher ich mich gewöhnte, mein äusseres Schicksal von inneren Bestimmungen abhängig zu wissen, welche mich dem Kreise der bisher empfundenen häuslichen Enge ent-

ziehen sollten. Für jetzt hatte diese Hülfe fast etwas Bitteres für mich, da sie mir nun jeden Vorwand benahm, mit welchem ich immer noch geneigt war gegen die Ausführung des verhassten Pariser Unternehmens anzukämpfen. Als ich jedoch gerade aus dieser günstigen Wendung den Grund entnahm, meiner Frau vorzustellen, dass wir am Ende doch auch in Zürich auskommen dürften, gerieth sie völlig ausser sich über meine Schwäche und Verzagtheit; sie erklärte, wenn ich nicht alles Ernstes versuchte es in Paris zu etwas Ordentlichem zu bringen, sie an mir verzweifeln, und nicht zusehen würde, wie ich in Zürich als elender Schriftsteller und Dirigent von Winkelkonzerten jämmerlich verkäme. Wir waren in das Jahr 1850 getreten, und was zunächst die endlich von mir, um nur Ruhe zu haben, beschlossene Abreise nach Paris noch verzögerte, war mein sehr peinliches Unwohlsein. Die Rückwirkung der ungemeinen Aufregung der letzten Zeiten auf meine Nerven war nicht ausgeblieben, der grossen und andauernden Ueberreizung schien die entsprechende Abspannung zu folgen. Beständige Erkältungen in der ungesunden Wohnung, in welcher ich anhaltend über meinen Arbeiten gesessen, führten beunruhigende Symptome herbei. Eine anscheinende Schwäche der Brust stellte sich ein, gegen welche ein politisch flüchtiger Arzt unter andrem mit Pechpflastern verfahren zu müssen glaubte; in Folge dessen und der aufreizenden Wirkung davon auf meine Nerven verlor ich längere Zeit die Fähigkeit laut zu sprechen; dennoch hiess es, ich müsse fort. Als ich ausgehen sollte um mein Postbillet zur Reise zu lösen, fühlte ich mich so matt, dass ich unter heftigem Schweisse zusammenbrach und noch einmal umkehrte, um meiner Frau vorzustellen, ob es denn nicht doch vernünftiger sei, dass ich unter diesen Umständen die Reise aufgäbe. Sie sah nicht ganz unrichtig, als sie in meinem krankhaften Zustande nichts eigentlich gefährliches erkannte, und meinte, dass dabei viel auf Einbildung beruhe, und wenn ich nur erst am rechten Orte sei, ich mich bald besser fühlen werde. Ein unsäglich bittres Gefühl stimulirte schon jetzt meine Nerven, als ich mit verzweifelt heftigen Schritten aus dem Hause mich nach der Post begab, um das verhängnissvolle Billet zu lösen. In den ersten Tagen des Februar reiste ich wirklich nach Paris ab, jedoch mit sonderbaren Empfindungen, die, wenn in ihnen Hoffnung keimte, diese jedenfalls aus einer ganz andren Sphäre meines Inneren sich nährten, als aus dem äusserlich mir aufgedrungenen Glauben an einen Pariser Erfolg als Opernkomponist.

Meine erste Sorge war, mir eine geräuschlos gelegene Wohnung zu verschaffen, was von jetzt an überhaupt eine der wichtigsten Erforder-

nisse für jede meiner Niederlassungen wurde. Der Kutscher, der mich von Strasse zu Strasse durch abgelegene Quartiere fahren musste, dem ich aber schliesslich vorzuwerfen hatte, dass es dort immer noch zu lebhaft sei, um still zu wohnen, entgegnete mir verweisend: dazu komme man nicht nach Paris, um in einem Kloster zu wohnen. Endlich gerieth ich auf den Ausweg, in einer der *Cités*, durch welche keine Wagen fahren, nachzusehen, und bestimmte mich endlich, in der *Cité de Provence* eine Stube mit Kammer zu miethen. Getreu dem mir aufgedrungenen Vorhaben, suchte ich zuerst Herrn *Seghers* wegen der beabsichtigten Aufführung der Tannhäuser-Ouvertüre auf. Da hatte ich denn durch meine verspätete Ankunft durchaus noch gar nichts versäumt, denn man zerbrach sich eben noch den Kopf darüber, wie man die zur Ouvertüre nöthigen Orchesterstimmen herbei schaffen sollte. Ich hatte darüber an *Liszt* zu schreiben, die Kopie zu bestellen und die Zusendung abzuwarten. *Belloni* war nicht gegenwärtig; nichts konnte vor sich gehen, und ich hatte wieder Zeit, in meiner immerhin von den Leierkästen stark belästigten Cité, über den Zweck meines Pariser Aufenthaltes nachzudenken. Es war mir schwer, einem Agenten des Ministeriums des Innern, welcher sich alsbald bei mir einfand, um meiner bedenklichen Eigenschaft als politischer Flüchtling wegen nach diesem Zwecke sich zu erkundigen, die rein künstlerische Bedeutung desselben zu dokumentiren. Zum Glück imponirte ihm meine Partitur, welche ich ihm vorwies, so wie auch *Liszt*'s vorjähriger Artikel über die Tannhäuser-Ouvertüre im *Journal des Débats* genügend, um mich schliesslich mit der Einladung zu verlassen, mit ruhigem Eifer meinen friedlichen Unternehmungen, in welchen mich die Polizei durchaus nicht stören würde, nachzuhängen.

Doch auch meine älteren Pariser Bekannten suchte ich nun wieder auf. *Semper* traf ich in der gastfreien Wohnung *Desplèchins* an, wo er mit verschiedenen untergeordneten künstlerischen Arbeiten seine gestörte Lage sich erträglich zu machen suchte. Seine Familie hatte er noch in Dresden zurückgelassen, von woher nur die abschreckendsten Nachrichten zu uns gelangten. Dort begannen sich allmählich die Zuchthäuser mit den unglücklichen Opfern der letzten sächsichen Bewegung zu füllen. Von *Röckel, Bakunin* und *Heubner* war nichts andres zu erfahren als dass sie, um Hochverrath angeklagt, einer Verurtheilung zum Tode entgegensahen. Mancherlei Berichte über die Rohheiten und Grausamkeiten, welche von Seiten des Militairs gegen Gefangene verübt worden waren, liessen uns unsre gegenwärtige Lage immer noch als

eine besonders günstige erkennen. Mit *Semper*, den ich häufig sah, belebte sich der Umgang meist zu einem oft verwogenen Humor; er war entschlossen sich mit seiner Familie in London, wo ihm Aussichten auf verschiedene Bestellungen eröffnet waren, zu vereinigen. Meine neuesten schriftstellerischen Versuche und die in ihnen ausgesprochenen Gedanken interessierten ihn sehr; es kam darüber zu belebten Unterhaltungen, zu denen sich, anfänglich erheiternd, endlich aber *Semper* sehr belästigend, auch *Kietz* einfand. Diesen hatte ich buchstäblich in der Lage wieder angetroffen, in welcher ich ihn vor langen Jahren verliess: er fand sich immer mit seinen Pinseln noch nicht zurecht, und hätte eigentlich gewünscht, dass die Revolution einen entschiedeneren Ausgang genommen hätte, um unter der Begünstigung eines allgemeinen Zusammenbruches aus seinem peinlichen Verhältnisse zu seinem Hauswirth zu gerathen. Doch brachte er ein recht artiges Portrait von mir, in seiner allerersten Jugendmanier mit buntem Bleistift, zu Stande; bei dieser Gelegenheit hatte ich ihm leider das Kunstwerk der Zukunft zu erklären und verursachte dadurch eine langjährige Confusion, welcher er dadurch verfiel, dass er überall, selbst bei einigen Pariser Bourgeois, wo er Freitische hatte, Propaganda für mich machen wollte. Ausserdem war er der alte, gute, grundgefällige und treuherzige Mensch geblieben, und selbst *Semper* musste ihn lächelnd zu ertragen lernen. Auch meinen bereits sehr gealterten Freund *Anders* trieb ich wieder auf, was jeder Zeit ziemlich schwer war, da er ausser der Schlafenszeit nur in der Bibliothek, wo er Niemand empfangen durfte, eingeschlossen war, dann im Lesecabinet seine Erholungsstunden verdämmerte, und sein Dîner gewöhnlich bei einigen Bürgerfamilien, in welchen er Klavierunterricht ertheilte, einnahm. Doch freute ich mich, ihn verhältnissmässig weit gesünder anzutreffen als ich bei meinem früheren Fortgange von Paris gehofft hatte, da er mir damals der Auszehrung entgegen zu gehen schien. Sonderbarer Weise war ihm ein Beinbruch für die Herstellung seiner Gesundheit dienlich geworden; die Behandlung desselben führte ihn nämlich einer Wasserheilanstalt zu, welche dem ganzen Gesundheitszustande äusserst vortheilhaft gewesen war. Alles was ihm im Sinne lag, war einzig, mich noch zu einem grossen Succès in Paris kommen zu sehen, und eifrig versicherte er sich im voraus eines besonders bequemen Platzes zur ersten Aufführung meines in irgend welcher Weise zu erwartenden Werkes, da, wie er stets wiederholte, es ihm sehr beschwerlich sei, einen Platz einzunehmen, wo er gedrängt werden könnte. Den Nutzen meiner gegenwärtigen schrift-

stellerischen Arbeiten glaubte er nicht einsehen zu können; dennoch beschäftigten diese mich wieder ausschliesslich, da mir bald kund ward, dass es nicht einmal zu der Aufführung der Tannhäuser-Ouvertüre kommen könnte. Eifrigst hatte zwar *Liszt* die Orchesterstimmen besorgt und zugeschickt; doch erklärte mir nun Herr *Seghers*, er befinde sich bei seinem Orchester in einer demokratischen Republik, wo Alles gleich stimmberechtigt sei, und die Stimmen desselben hätten sich dahin vereinigt, für den Rest der ablaufenden Wintersaison sich ohne meine Ouvertüre zu behelfen. Ich entnahm mir aus dieser Wendung genug, um meine elende Lage zu erkennen. — Allerdings machte ich auch an dem Erfolg meiner Schriftstellerei keine ermuthigende Erfahrung; ein von grässlichen Druckfehlern strotzendes Exemplar der *Wigand*'schen Ausgabe meines «Kunstwerk der Zukunft» gelangte zu mir; statt des erwarteten Honorar's von 20 Louisd'or, erklärte mir jedoch mein Verleger, dass er mir für jetzt nur die Hälfte zahlen könnte; er habe sich durch einen anfänglich raschen Absatz der Exemplare von «Kunst und Revolution» verleiten lassen, meinen Schriften einen zu hohen buchhändlerischen Werth beizumessen, worüber ihn alsbald die gänzlich ausbleibende Nachfrage nach meiner zweiten Brochüre, «die Wibelungen» belehrt habe. — Dagegen erhielt ich allerdings von *Adolph Kolatschek*, welcher, ebenfalls im flüchtigen Zustande, eine deutsche Monatschrift als Organ der Fortschrittspartei herauszugeben im Begriff stand, die Einladung zu gut zu honorirender Mitarbeit. Ich verfasste, um dieser Einladung zu entsprechen, den grösseren Aufsatz über «Kunst und Klima», womit ich die in meinem «Kunstwerk der Zukunft» gegebenen Anregungen zu vervollständigen glaubte. Ausserdem hatte ich nach meiner Ankunft in Paris erst den vollständigeren Entwurf zu «Wieland der Schmied» ausgearbeitet. Diese Arbeit war nun allerdings ganz unnütz geworden, und mit Grauen überlegte ich mir, was ich jetzt meiner Frau nach Hause schreiben sollte, nachdem die kostbaren, zuletzt empfangenen Subsidien so gänzlich zwecklos aufgeopfert waren. Mit Grauen dachte ich an eine Rückkehr nach Zürich, sowie an einen ferneren Aufenthalt in Paris. Was im Betreff des letzteren mein Gefühl noch sonderbar entscheidend bestimmte, war der Eindruck einer Aufführung des damals noch neuen «Propheten» von *Meyerbeer*, welchen ich noch nicht kannte. Auf den Trümmern aller Hoffnungen für einen neuen und edeln Aufschwung, wie er im vergangenen Jahre alle Besseren belebt hatte, sah ich hier, als einzigen Erfolg einer auf Kunsttendenzen gerichteten Negociation der pro-

visorischen Regierung der französischen Republik, dieses Werk *Meyerbeer's*, gleichsam wie die Morgenröthe des nun angebrochenen schmachvollen Tages der Ernüchterung, über die Welt dahin leuchten. Mir ward so übel von dieser Aufführung, dass ich, unglücklicherweise in der Mitte des Parquets placirt, dennoch die stets gern vermiedene Bewegung nicht scheute, welche durch das Fortgehen während eines Aktes seitens eines Zuhörers hervorgerufen wird. Es kam aber in dieser Oper, als die berühmte «Mutter» des Propheten ihren Schmerz schliesslich in den bekannten albernen Rouladen verarbeitete, darüber, dass ich genöthigt sein sollte so etwas anzuhören, zu einem wirklich verzweiflungsvollen Wuthausbruch in mir. Nie vermochte ich je wieder diesem Werke die geringste Beachtung zu schenken.

Doch was war nun anzufangen? Hatten während meines ersten drangsalreichen Pariser Aufenthaltes mich die Südamerikanischen Republiken angezogen, so warf sich diesmal meine Sehnsucht auf den Orient, um dort in irgend einer menschenwürdigen Weise, nichts mehr wissend von dieser ganzen modernen Welt, zu ersterben. In dieser Stimmung hatte ich eine erneuete Anfrage nach meinem Befinden von Seiten der Frau *Laussot* aus Bordeaux zu beantworten. Meine Erwiderung fiel so aus, dass sie die dringende und freundliche Einladung, mindestens für kurze Zeit in ihrem Hause mich zu erholen, und die augenblicklichen Widerwärtigkeiten zu vergessen, veranlasste. Unter allen Umständen zog mich ein Ausflug in mir noch unbekannte südlichere Gegenden, zu ebenso unbekannten und ernstlich gewogenen Menschen, wohlthätig schmeichelhaft an; ich sagte zu, schloss meine Pariser Rechnung, und machte mich in der Diligence auf, um über Orléans, Tours, Angoulême, die Gironde hinab, mich nach der fremden Stadt zu wenden, wo ich wirklich im Hause des jungen Weinhändler's *Eugène Laussot* mit Auszeichnung und grosser Freundlichkeit empfangen, und meiner jungen mitleidigen Freundin, seiner Frau, zugeführt wurde.

Unsere nähere Bekanntschaft, zu welcher nun auch die Mutter der Frau *Laussot*, Mme *Taylor* gehörte, führte zuvörderst zu näheren Aufklärungen über den Charakter der Theilnahme, welche mir auf so freundlich überraschende Weise von bisher ganz entfernt stehenden Personen zugewendet worden war. *Jessie*, bei diesem ihrem Vornamen wurde die junge Frau nur im Hause genannt, hatte sich während ihres vorhergehenden längeren Aufenthaltes in Dresden mit der Familie *Ritter* sehr nahe befreundet, und den Versicherungen, dass namentlich dem Interesse an meinen Werken und Schicksalen viel Antheil daran

zuzusprechen war, hatte ich keinen Grund meinen Glauben zu versagen. Seit meiner Vertreibung aus Dresden, und seitdem Nachrichten über meine beschwerliche Lage an die Familie *Ritter* gelangt waren, hatte man sich zwischen Dresden und Bordeaux zur Berathung darüber in Verbindung gesetzt, wie mir zu helfen sei. *Jessie* sprach die sehr dringliche Initiative hierfür einzig der Frau *Julie Ritter* zu, deren Vermögensumstände nicht ergiebig genug waren, um für sich allein mir eine genügende Subvention anzubieten, und die desshalb mit *Jessie*'s Mutter, der ziemlich bemittelten Wittwe eines englischen Advokaten, aus deren Vermögen einzig auch die Haushaltung des jungen Paares in Bordeaux bestritten wurde, sich in Einvernehmen zu setzen suchte. Diess war neuerdings so weit gediehen, dass bald nach meiner Ankunft in Bordeaux Mme *Taylor* mir eröffnete, dass die beiden vereinigten Familien sich dahin bestimmt hätten, mich zu bitten, bis zur Wiederherstellung günstiger Lebensverhältnisse, eine Unterstützung von 3000 Francs jährlich von ihnen anzunehmen. Es lag mir nun einzig daran, meine Wohlthäter darüber aufzuklären, welche Bewandtniss es damit habe, wenn ich diese Unterstützung annähme. Auf Erfolg als Opernkomponist, weder in Paris noch sonst wo, sei bei mir nicht mehr zu rechnen; was ich dagegen ergreifen würde, wisse ich nicht; jedenfalls aber sei ich entschlossen, mich von der Schmach frei zu erhalten, mit welcher eine Bemühung um solche Erfolge fortan mein Leben beflecken müsste. Gewiss irre ich nicht, wenn ich annehme, dass nur *Jessie* mich verstand, und, obwohl ich von der anderen Seite nur Freundliches erfuhr, stellte sich doch sehr bald die Kluft heraus, die mich, wie sie, von ihrer Mutter und ihrem Manne trennte. Während der junge schöne Mann den grössten Theil des Tages über seinen Geschäften nachging, die Mutter aber durch Schwerhörigkeit von unserer Unterhaltung meistens ausgeschlossen wurde, gedieh unsere Verständigung über Vieles und Entscheidendes in lebhafter Mittheilung bald zu grosser Vertraulichkeit. *Jessie*, damals ungefähr 22 Jahre alt, schien, da sie ihrer Mutter in jeder Hinsicht wenig ähnelte, gänzlich dem Vater nachgeschlagen zu sein. Von diesem erfuhr ich viel Einnehmendes. Eine grosse, sehr mannigfaltige Bibliothek, welche er der Tochter hinterlassen hatte, zeugte von den ungewöhnlichen Neigungen des Mannes, der neben seiner einträglichen Advokatur mit grosser Vorliebe einer gewählten Beschäftigung mit Litteratur und Gelehrsamkeit sich hingegeben hatte. Von ihm hatte *Jessie* schon als Kind auch das Deutsche erlernt, welches sie mit grösster Fertigkeit sprach. Mit *Grimm*'s Kindermärchen war sie

auferzogen worden, und des weiteren mit der poetischen Litteratur der Deutschen vollkommen bekannt, während sie, wie natürlich, mit dem Englischen, sowie nicht minder auch mit dem, von ihr übrigens gering geschätzten Französischen, nach den vollsten Anforderungen einer sehr entwickelten Bildung vertraut war. Ihre schnelle Auffassung war erstaunlich; Alles, was ich kaum berührte, war ihr sogleich und, wie es schien, genau vertraut. So war es auch mit der Musik der Fall; sie las mit der grössesten Leichtigkeit, und spielte mit bedeutender Fertigkeit, so dass sie mich, von dem sie in Dresden erfahren hatte, dass ich noch immer nach einem Klavierspieler suchte, der mir einmal die grosse B-Dur Sonate von *Beethoven* vorspielen sollte, jetzt wirklich durch den vollständigen Vortrag dieses über Alles schwierigen Klavierstückes überraschte. Das Gefühl, das mir die Wahrnehmung dieser ungemein leichten Begabung, und der Leistung derselben machte, ward mir plötzlich beängstigend, als ich sie auch singen hörte. Ein scharfer, schriller Falset-Ton, in welchem Heftigkeit, durchaus aber kein eigentliches Gefühl zum Vorschein kam, erschreckte mich so sehr, dass ich nicht umhin konnte, sie zu ersuchen, vom Singen fernerhin abzustehen. Im Vortrag der Sonaten nahm sie willig und eifrig meine Belehrungen über den richtigen Ausdruck an, ohne jedoch in mir das Gefühl zu erwecken, dass sie es dazu bringen würde, diess ganz nach meinem Sinne auszuführen. Ich las ihr meine neuen schriftstellerischen Arbeiten vor, denen sie mit leichtestem Verständniss selbst der gewagtesten Darstellungen zu folgen schien. Meine Dichtung von «Siegfried's Tod» ergriff sie sehr, der Skizze zu «Wieland dem Schmied» gab sie aber den Vorzug. Sie gestand mir späterhin, dass sie ihr persönliches Schicksal lieber in der Rolle der hülfreichen Braut *Wieland*'s, als in der Stellung und dem Loose *Gutrunes* zu *Siegfried* wieder erkennen möchte. Es konnte nicht ausbleiben, dass wir für unsre Unterhaltungen, und die darin besprochenen Gegenstände, uns bald von unsrer Umgebung belästigt fühlten. War es für uns beängstigend, uns eingestehen zu müssen, dass Mme *Taylor* offenbar nie im Stande sein würde, zu begreifen, um was es sich bei meiner Protektion handle, so war es mir besonders erschreckend, mit der Zeit die gänzliche Unübereinstimmung namentlich der intellectualen Eigenschaften des jungen Ehepaars wahrzunehmen. Es deutete offenbar auf eine seit längerer Zeit von Seiten *Laussot*'s wahrgenommene Abneigung seiner jungen Frau gegen ihn, wenn eines Tages er so weit sich vergass, laut und heftig sich darüber zu beklagen, dass sie selbst das Kind nicht lieben würde, welches sie von ihm emp-

fangen haben dürfte, weshalb er es für ein Glück zu halten habe, dass sie nicht Mutter geworden sei. Staunend und betrübt sah ich hier plötzlich in einen Abgrund, wie er allerdings so oft, gleich wie hier, sich unter dem Anschein eines ganz erträglichen ehelichen Verhältnisses verbirgt. In dieser Zeit, und als mein Aufenthalt sich nach drei Wochen seinem Ende näherte, kam auch ein Brief meiner Frau an, der nicht unglücklicher auf meine Stimmung hätte wirken können; sie war im Ganzen damit zufrieden, neue Freunde gefunden zu haben, erklärte aber, dass, wenn ich nicht noch alsbald nach Paris ginge, um dort die Aufführung meiner Ouvertüre und die davon verhofften Erfolge auf das Eifrigste zu betreiben, sie nicht wüsste, was sie von mir denken sollte, und jedenfalls mich nicht begreifen würde, wenn ich so unverrichteter Dinge nach Zürich zurückkäme. Zugleich erhielt meine Stimmung noch eine sehr pathetische Steigerung durch eine Zeitungsnotiz, welche mir das gefällte Todesurtheil über *Röckel, Bakunin* und *Heubner*, und dessen nächst bevorstehende Vollstreckung anzeigte. Ich schrieb an die beiden ersteren Freunde einen lakonischen, aber ebenso energischen Abschiedsbrief, und da ich keine Möglichkeit ersah, diess Schreiben den auf der Festung Königstein Gefangenen zukommen zu lassen, gerieth ich auf den Gedanken, ihn an Frau *von Lüttichau* zur Besorgung abzuschicken, weil ich sie für die einzige Person hielt, in deren Macht die richtige Bestellung liegen könnte, während sie andrerseits genug Edelmuth und selbstständigen Sinn besitzen durfte, um trotz aller möglichen Meinungsverschiedenheit meinen Wunsch zu achten und ihm Erfüllung zu verschaffen. Von diesem Brief ist mir später erzählt worden, dass Herr *von Lüttichau* sich seiner bemächtigt, und ihn in den Ofen geworfen habe. Für jetzt half auch dieser schmerzliche Eindruck, um mich zu dem Entschlusse zu bringen, mit Allem und Jedem hinter mir zu brechen, weder von Kunst noch Leben mehr etwas wissen zu wollen, und, sei es auch unter den äussersten Entbehrungen mich auf's Gerathewohl in das Unerreichbare zu verlieren. Von der kleinen, durch meine Freunde mir zugewiesenen Rente, wollte ich die Hälfte meiner Frau zuweisen, um mit der anderen mich, wie es gehe, in Griechenland oder Klein-Asien, Gott weiss unter welcher Gestalt, in das Vergessen und Vergessensein zu werfen. Diess theilte ich denn meiner jetzigen einzigen Vertrauten mit, namentlich auch um sie wissen zu lassen, dass sie bei meinen Gönnern es zu vermitteln habe, über die Verwendung der mir angebotenen Subvention Aufklärung zu verschaffen. Sie schien freudig hiervon betroffen zu sein, und der Entschluss, sich in ein gleiches

Schicksal zu werfen, schien auch ihr aus empfundenem Widerwillen gegen ihre Lebenslage leicht anzukommen. Diess sprach sich in Andeutungen und in kurz hingeworfenen Worten aus. Ohne deutlich zu wissen, wozu auch diess führen sollte, und ohne irgend welche Uebereinkunft getroffen zu haben, verliess ich, weniger beruhigt als aufgeregt, aber mit Bedauern und Bangigkeit, in den letzten Tagen des April Bordeaux, um betäubt, gänzlich ungewiss über das nächst zu Ergreifende, für das Erste nach Paris zurück zu reisen.

In sehr leidendem Zustande, durch stete Schlaflosigkeit zugleich ermüdet und aufgeregt, verbrachte ich, dort angekommen, acht Tage im Hôtel *Valois*, um nach Fassung in meiner excentrischen Lage zu ringen. Hätte ich selbst die Pläne, welche mich gewaltsam nach Paris geführt hatten, wieder aufnehmen wollen, so überzeugte ich mich bald, dass zunächst gar nichts hierfür zu thun sei. Meine Betrübniss über die Vergeudung meiner Lebenskräfte in einer mir widerwärtigen Richtung, zur blossen Befriedigung unverständiger Anforderungen an mich, steigerte sich zum Ingrimme. Ich musste endlich meiner Frau auf ihr letztes Andringen Antwort geben, und erklärte ihr nun in einem sehr ausführlichen, wohlwollend, aber unumwunden unser ganzes gemeinsames Leben rekapitulirenden Schreiben, dass ich zu dem festen Entschlusse gekommen sei, sie ferner von der unmittelbaren Theilnahme an meinem Schicksale zu entbinden, da ich dieses nach ihrem Gutfinden einzurichten mich für gänzlich unfähig hielt. Von Allem, was mir jetzt und je in Zukunft an Mitteln zufliessen sollte, werde ihr stets die Hälfte überlassen sein; sie möge sich hierein fügen und annehmen, dass der Fall eingetreten sei, für welchen sie mir beim ersten Wiedersehen in der Schweiz ihre erneuete Trennung von mir angekündigt habe. Ich überwand es, vollständig von ihr Abschied zu nehmen. Hiervon gab ich sogleich Nachricht an *Jessie* nach Bordeaux, ohne allerdings, da ich im Betreff der Mittel noch zu sehr beengt war, einen bestimmten Plan meines Vorhabens für meine gänzliche Flucht aus der Welt, wie ich es nennen musste, angeben zu können. Ich erhielt als Erwiderung von dieser Seite her die bestimmte Erklärung, zu dem gleichen Schritte entschlossen zu sein, und dabei die Anrufung meines Schutzes, unter den sie sich, wenn sie sich vollkommen befreit haben würde, zu stellen beabsichtige. Sehr erschrocken, liess ich es an nichts fehlen, um ihr die Vorstellung dessen zu erwecken, dass es ein anderes sei, ob ein in so verzweifelter und widerwärtiger Lage befindlicher Mensch, wie ich, der Unmöglichkeit gegenüber zum Sich-gehen-lassen sich bestimmt

fühle, oder ob eine junge Frau sich aus einem, jedenfalls äusserlich durchaus wohlgeordneten Familienverhältnisse, aus dem einzigen Grunde, den Niemand, ausser wohl ich, zu begreifen im Stande sei, heraus zu reissen sich entschliesse. Sie beruhigte mich im Betreff des Excentrischen ihres Entschlusses, dass dieser in äusserlich wenig auffallender Art ausgeführt werden solle, da sie zunächst nichts andres als einen Besuch bei der ihr befreundeten Familie *Ritter* in Dresden durchzusetzen gedächte. Ich fühlte mich von diesem Allem so ungemein angegriffen, dass ich zunächst dem Bedürfniss, mich in eine nicht weit abliegende Einsamkeit zurückzuziehen, nachgab. Mitte April begab ich mich nach *Montmorency*, von dem ich viel Anmuthiges gehört hatte, und suchte mir dort einen bescheidenen Versteck auf. Mühselig schlich ich mich, durch die noch ganz winterliche Landschaft, ausserhalb der kleinen Stadt dahin, und kehrte in dem kleinen Gärtchen eines *marchand de vin*, welches sich nur des Sonntags mit Besuchern zu füllen pflegte, ein, um mich bei Brod, Käse und einer Flasche Wein zu erholen. Es versammelte sich eine Schaar Hühner um mich, denen ich fleissig von meinem Brode zuwarf; der Hahn rührte mich durch seine aufopfernde Enthaltsamkeit, mit welcher er jede Nahrung, trotzdem ich sie ihm besonders zuwarf, nur den Weibchen zuwies. Diese wurden aber immer kühner, flogen auf meinen Tisch, und machten sich ungescheut über meine Provision her; auch der Hahn flog ihnen nach, und da er bemerkte, dass nun doch einmal alles drunter und drüber ging, so warf auch er sich mit lang verhaltener Begier geradeswegs über den Käse her. Wie ich dieses flatternde Chaos mich endlich vollständig von dem Tische verdrängen sah, brach seit lange zum ersten Mal wieder eine grosse Heiterkeit in mir aus; ich musste laut lachen, und blickte mich nach dem Wirthshausschilde um. Da sah ich denn auch, dass mein Gastgeber *Homo* hiess. Das war mir denn nun ein Schicksalswink: um jeden Preis musste ich hier mein Unterkommen suchen; es fand sich ein merkwürdig kleines und schmales Schlafzimmer, welches ich sofort in Beschlag nahm. Darin stand ausser dem Bett ein roher Tisch und zwei Strohsessel. Ich richtete mir den einen davon als Waschtoilette her, und auf dem Tische breitete ich einige Bücher, Schreibmaterialien und die Partitur des «Lohengrin» aus. Fast war ich im Begriffe bei dieser höchsten Beschränkung behaglich aufzuathmen; trotzdem die Witterung ungünstig blieb, und die unbelaubten Wäldchen mir nur noch unerquickliche Promenaden lieferten, fühlte ich mich hier doch in der Möglichkeit, vollständig vergessen zu werden, und nicht minder

alle Vorstellungen, die mich zuletzt so trostlos beängstigt hatten, ebenfalls zu vergessen. Der alte Kunsttrieb erwachte; ich blätterte in meiner Lohengrin-Partitur, und entschloss mich schnell, sie an *Liszt* abzuschicken, um es ihm anheimzustellen, so gut oder übel es ihm gelingen könne, sie ausführen zu lassen. Nun ich auch diese Partitur los war, fühlte ich mich so recht wie vogelfrei, und eine diogenische Unbesorgtheit über das, was mit mir vorgehen sollte, kam über mich. So lud ich selbst *Kietz* ein, mich in Montmorency zu besuchen, um die Freuden meiner Villegiatur zu theilen. Wirklich kam er noch an, wie damals nach Meudon; nur fand er diesmal meine Einrichtung noch bescheidener als damals. Doch machte er Dîner und Nachtlager auf einem improvisirten Bett sehr vergnügt mit, und versprach sich, als er wieder nach Paris zurückging, die Welt mit mir in Rapport zu erhalten. — Aus diesem Zustande wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch die Nachricht, dass meine Frau in Paris angekommen sei, um mich aufzusuchen. Ich hatte eine schmerzliche Stunde lang mit mir zu kämpfen, welchen Entschluss ich zu fassen habe: ich entschied mich dafür, meinen Schritt nicht etwa als eine in gutmüthiger Aufwallung andrerseits zu verzeihende Uebereilung gelten zu lassen, verliess sofort Montmorency, begab mich nach Paris, citirte *Kietz* in mein Hôtel, und bestimmte ihn, meiner Frau, welche schon den Versuch gemacht hatte, zu ihm zu dringen, zu verschweigen, dass er etwas andres von mir wisse, als dass ich Paris verlassen hätte. Bei dieser Gelegenheit kam der arme Bursch, der andrerseits, wie ich selbst, *Minna* das herzlichste Mitleiden nicht versagen konnte, in die beschwerlichste Verwirrung, so dass er mir erklärte, «er käme sich wie die Achse vor, um welche sich alles Unglück der Welt drehe». Doch scheint er im richtigen Gefühle der Bedeutung und Schwere meines Entschlusses, wie es hier nöthig war, klug, doch gefühlvoll seiner nicht leichten Aufgabe nachgekommen zu sein. Ich verliess noch in der Nacht Paris mit der Eisenbahn, um von Clermont-Tonnerre, wo ich wiederum einige Zeit zubringen musste, für das Erste nach *Genf* zu reisen, wo ich Nachrichten von Frau *Ritter* aus Dresden abwarten wollte. — Meine Erschöpfung war so gross, dass ich an den Angriff eines grösseren Reiseunternehmens, selbst wenn ich mit den hinreichenden Mitteln dazu versehen gewesen wäre, nicht sofort denken konnte. Um für das nöthige Abwarten einige Zeit zu gewinnen, zog ich mich an das andre Ende des Genfersee's, nach Villeneuve, zurück, wo ich in dem um diese Jahreszeit noch gänzlich leer stehenden Hôtel *Byron* ein leichtes Unterkommen fand. Dort erfuhr ich, dass *Karl Ritter*,

wie er schon früher mir angekündigt, in Zürich angekommen sei, um dort bei mir zu verweilen. Ich citirte ihn mit der Anempfehlung strengster Verschwiegenheit zu mir an den Genfersee, wo wir uns in der zweiten Woche des Mai eben in jenem Hôtel *Byron* vereinigten. Mir gefiel an ihm die unbedingte Ergebenheit, das schnelle Verständniss meiner Lage und der Nothwendigkeit meiner Entschlüsse, sowie sein leichtes Eingehen, ohne viele Reden, auf alle meine Anordnungen auch in seinem Betreff. Er war von meinen neuesten schriftstellerischen Arbeiten ganz erfüllt, sprach mir von dem lebhaften Eindrucke, den sie auf seine Bekannten hervorgebracht, und veranlasste mich dadurch, die wenigen Ruhetage, die ich jetzt genoss, zur Herausgabe meiner Dichtung von «Siegfried's Tod» zu verwenden. Ich schrieb dazu ein kurzes Vorwort, in welchem ich meinen Freunden dieses Gedicht als eine Reliquie aus der Zeit empfahl, wo ich noch mit rein künstlerischen Arbeiten, namentlich mit musikalischen Compositionen mich beschäftigen zu können verhoffte. Diess Manuskript schickte ich abermals Herrn *Wigand* nach Leipzig zu, welcher mir es jedoch nach einiger Zeit mit dem Bemerken wieder zustellte, dass, namentlich wenn ich auf dem Druck desselben mit lateinischen Buchstaben bestünde, er kein Exemplar davon verkaufen würde. Später erfuhr ich auch, dass er die für das «Kunstwerk der Zukunft» mir noch gebührenden 10 *Louisd'or,* welche ich ihm meiner Frau zuzustellen angewiesen hatte, hartnäckig auszuzahlen verweigerte.

So unerquicklich Alles nach dieser Seite für mich blieb, so durfte ich für jetzt doch noch in keiner Weise an irgend welches Befassen mit einer Arbeit denken, da, nur wenige Tage nach *Karl's* Ankunft, aus der realen Sphäre des Lebens die allerbedenklichsten Angriffe auf meine Gemüthsruhe unerwartet sich kund gaben. Frau *Laussot* zeigte mir in aufgeregtester Weise an, dass sie nicht umhin gekonnt habe, ihrer Mutter ihre Absichten zu eröffnen, dass sie hierdurch sofort die Annahme erweckt habe, dass Absichten meinerseits hierbei im Spiele seien, welcher zufolge ihre Eröffnung an Herrn *Laussot* weiter gegangen wäre, und dieser nun schwöre, mich überall aufzusuchen um mir eine Kugel durch den Kopf zu schiessen. Ich wusste nun woran ich war, und beschloss sofort nach *Bordeaux* zu reisen, um die Sache mit meinem Gegner bestimmt in Ordnung zu bringen. Sogleich setzte ich mich hin und schrieb einen ausführlichen Brief an Herrn *Eugène,* um ihm den Stand der Dinge nach ihrem rechten Lichte begreiflich zu machen, wobei ich allerdings die Ansicht nicht zurückhielt, dass ich nicht begriffe, wie es ein Mann über sich bringen könne, eine Frau, die nichts

von ihm wissen wolle, mit Gewalt bei sich zurück zu halten. Schliesslich meldete ich ihm, dass ich mit diesem Brief gleichzeitig in Bordeaux selbst eintreffen und sofort nach meiner Ankunft das Hôtel anzeigen würde, in welchem er mich aufzufinden habe; ausserdem, dass seine Frau von diesem meinem Schritte ausdrücklich unbenachrichtigt bliebe, und er somit in voller Unbefangenheit handeln könne. Wie es der Wahrheit gemäss war, verschwieg ich ihm auch nicht, dass ich diese Reise unter grossen Erschwerungen unternähme, da ich mir selbst nicht die Zeit gönnen zu dürfen glaubte, meinen Pass durch das gehörige Visum des französischen Gesandten zum Eintritt in Frankreich gültig zu machen. An Frau *Laussot* schrieb ich gleichzeitig wenige Zeilen, in welchen ich ihr allgemein hin Ruhe und Fassung zurief, getreu meinem Vorsatze aber selbst die mindeste Andeutung einer Ortsveränderung meinerseits unterliess. (Als ich nach Jahren einmal *Liszt* diese Geschichte mittheilte, äusserte er, dass ich darin sehr dumm verfahren habe, die Frau nicht gleichzeitig von meinem Vorhaben zu benachrichtigen.) Für jetzt nahm ich von *Karl* noch am gleichen Tage Abschied, um des andern Morgens von Genf aus meine damals noch sehr beschwerliche Reise mitten durch Frankreich anzutreten. Hier fühlte ich mich so auf das Aeusserste erschöpft, dass ich dem Gedanken an meinen nahen Tod nicht wehren konnte. Ich schrieb in diesem Sinne noch in der Nacht an Frau *Ritter* nach Dresden, indem ich ihr kurz die unglaubliche Verwirrung, in welche ich gerathen, bezeichnete. Wirklich hatte ich an der französischen Grenze wegen meines Passes Schwierigkeiten; ich musste mein Reise-Ziel genau angeben, und es bedurfte meiner Versicherung, dass wichtige Familienangelegenheiten mich dahin zögen, um die Behörde zu einer ausnahmsweisen Nachsicht zu bewegen. Ueber Lyon reiste ich durch die *Auvergne* in der Diligence während voller dreier Tage und zweier Nächte bis Bordeaux, welches ich, es war in der Mitte des Mai, von einer Höhe herab im allerersten Tagesgrauen durch eine dort ausgebrochene Feuersbrunst beleuchtet, endlich vor mir erblickte. Ich stieg im Gasthof der «*Quatre sœurs*» ab, schrieb sofort ein Billet an Herrn *Laussot* und meldete ihm, dass ich den Tag über das Hôtel nicht verlassen würde, um ihn zu erwarten. Es war des Morgens um 9 Uhr, als ich ihm diese Zeilen zusendete; ich wartete aber vergebens auf ihren Erfolg, bis ich endlich am späten Nachmittag eine Citation vom Polizei-Bureau erhielt, wo ich unmittelbar zu erscheinen hatte. Dort frug man mich zunächst, ob mein Pass in Richtigkeit sei; ich bekannte die Schwierigkeit, in der ich mich deshalb befände, und

dass ich um einer dringenden Familienangelegenheit willen mich in dieselbe begeben hätte. Hierauf ward mir eröffnet, dass gerade diese Familienangelegenheit, die mich hierher geführt haben dürfte, der Grund wäre, weshalb man mir den ferneren Aufenthalt in Bordeaux versagen müsste. Auf meine Nachfrage leugnete man nicht, dass dieses Verfahren gegen mich auf ausdrücklichen Wunsch der betheiligten Familie eingeleitet sei. Diese sonderbare Eröffnung gab mir sofort meine gute und freie Laune zurück; der Polizeicommissair, welchem ich vorstellte dass man mir nach der beschwerlichen Reise wohl etwa zwei Tage zur Ausruhung vor der Rückreise gönnen werde, gestand mir diess ganz gemüthlich zu, da er mir mittheilen konnte, dass ich die Familie, welche heute um Mittag Bordeaux verlassen habe, doch nicht antreffen würde. Wirklich bediente ich mich dieser zweier Tage zu meiner Erholung, setzte aber nun einen längeren Brief an *Jessie* auf, in welchem ich ihr das Vorgefallene sehr genau mittheilte, und auch nicht verschwieg, dass ich das Benehmen ihres Mannes, welcher die Ehre seiner Frau durch eine Denunciation an die Polizei preisgegeben habe, für so nichtswürdig halte, dass ich allerdings von jetzt an in keine Art Verkehr mit ihr wieder treten können würde, ehe sie sich aus diesem schmachvollen Verhältnisse nicht gelöst hätte. Es galt nun, diesen Brief sicher seiner Bestimmung zukommen zu lassen; die Angaben des Polizeibeamten waren nicht genügend, um mich über den Vorfall in der Familie *Laussot*, ob sie nur für einen Tag, oder für längere Zeit ihr Haus verlassen, aufzuklären. Ich entschloss mich, einfach dieses Haus aufzusuchen; dort zog ich an der Klingel, die Thüre sprang auf; ohne Jemand anzutreffen, schritt ich in die offene erste Etage, ging von Zimmer zu Zimmer bis zu der Wohnstube *Jessie*'s, fand dort ihr Arbeitskörbchen, und legte dahinein den Brief; darauf ging ich ruhig denselben Weg zurück, ohne auf irgend Jemand zu stossen. Da ich keinerlei Lebenszeichen erhielt, trat ich mit dem mir anberaumten Termin meine Zurückreise auf dem gleichen Wege, welchen ich gekommen, an. Das schöne Maiwetter wirkte erquicklich auf mich; ich freute mich sowohl des klaren Wasser's, als des anmuthigen Namens der Dordogne, an welcher der Postwagen lange Zeit dahin fuhr. Auch unterhielten mich die Gespräche eines Geistlichen und eines Officiers über die Nothwendigkeit, mit der französischen Republik baldigst aufzuräumen, wobei der Geistliche im Grunde sich weit humaner und liberaler äusserte, als der Militair, welcher nur einen Refrain kannte: «il faut en finir». Jetzt sah ich mir auch Lyon etwas näher an, und suchte mir auf einer Promenade durch die Stadt

die Scenen zurückzurufen, welche *Lamartine* in seiner «Histoire des Girondins» von der Belagerung und Einnahme dieser Stadt in der Conventszeit so anschaulich geschildert hat. — Nach Genf und endlich in das Hôtel «Byron» zurückgekehrt, ward ich von *Karl Ritter* mit freundlichen Nachrichten von seiner Familie erwartet. Die Mutter hatte ihn sofort über meinen Gesundheitszustand beruhigt und bedeutet, dass Nervenkranken die scheinbare Nähe des Todes geläufig sei, und desshalb keiner Befürchtung für mich nachzugeben wäre. Ausserdem kündigte sie ihm an, in wenigen Tagen mit ihrer Tochter *Emilie* uns selbst in Villeneuve aufsuchen zu wollen. Diese Nachricht wirkte denn wahrhaft herzstärkend auf mich, und jene so hingebend um mich besorgte Familie erschien mir wie vom Himmel gesandt, um mich, wie ich es ersehnte, einem neuen Leben zuzuführen. Wirklich kamen die beiden Frauen nach einigen Tagen bei uns an, um meinen 37. Geburtstag am 22. Mai mit mir zu begehen. Vor allem war es die Mutter, Frau *Julie*, welche wirklich einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ich hatte sie nur einmal in Dresden gesehen, als *Karl* mich gebeten hatte, der Aufführung eines Quartettes von sich in der Wohnung seiner Mutter zugegen zu sein; es hatte mich freudig erregt, die verehrungsvolle Ergebenheit in jeder Begegnung der Glieder der Familie wahrzunehmen. Die Mutter hatte wenig gesprochen, nur als ich mich zeitig entfernen musste, sprach sie ihren Dank für meinen Besuch unter hervorbrechenden Thränen aus, welche ich mir damals nicht zu deuten vermochte, von denen sie jetzt aber, mit Verwunderung über meine Frage danach, erklärte, dass es die Rührung über meine unerwartete Güte gegen ihren Sohn gewesen sei. — Gegen acht Tage hielten sich die Frauen bei uns auf; wir suchten uns durch Ausflüge in das schöne Walliser Thal zu zerstreuen, ohne jedoch die grosse sorgenvolle Beklemmung der Frau *Ritter*, sowohl über die letzten, ihr nun genau bekannt gewordenen Vorgänge, als namentlich über die Gestaltung meines besondren Schicksales, zu verscheuchen. Wie ich später erfuhr, hatte die sehr kränkliche und nervenleidende Frau mit dem Entschlusse zu dieser Reise eine äusserste Anstrengung gethan, und als ich darauf drang, dass sie mit der Familie nach der Schweiz übersiedeln sollte, um dort mit mir sich vereinigen zu können, ward mir zuletzt bedeutet, dass ich nach dem einen, für sie fast excentrischen Unternehmen, nicht auf eine Rüstigkeit bei ihr schliessen sollte, welche ihr in Wahrheit nicht mehr zu eigen sei. Für jetzt empfahl sie mir ihren Sohn, welchen sie bei mir lassen wollte, und übergab mir zunächst die nöthigen Mittel, um für einige

Zeit mit ihm bestehen zu können. Ueber ihre Vermögenszustände theilte sie mir mit, dass diese beschränkt wären, und sie nun, da sie unmöglich ferner mit der Familie *Laussot* gemeinschaftlich zu sorgen haben könnte, in Bangen darüber sei, wie sie genügend für meine Freiheit Hülfe schaffen sollte. Nach acht Tagen nahmen wir sehr ergriffen Abschied von der ehrwürdigen Frau, welche mit ihrer Tochter sich wieder zur Reise nach Dresden aufmachte, und seitdem mir nicht wieder persönlich begegnet ist.

Immer darauf bedacht, wie ich es nur anfinge, aus der Welt zu verschwinden, wählte ich mir eine möglichst wilde Gebirgswildniss, in welche ich mich mit *Karl* zurückzuziehen beschloss. Wir suchten zu diesem Zwecke das einsame *Visper-Thal* im Canton Wallis auf; mit ziemlicher Beschwerde drangen wir durch die noch sehr unwegsamen Pfade bis nach *Zermatt* vor. Dort, am Fusse des ungeheueren und wunderbar schönen *Matterhorn*'s, konnten wir uns allerdings als von der ganzen Welt abgeschlossen ansehen. Ich suchte uns in der naïven Wildniss so gut wie möglich einzurichten; aber nur zu bald bemerkte ich, dass *Karl* in diese Lage sich nicht zu finden vermochte. Er gestand mir bereits am zweiten Tage, dass er es hier grässlich finde, und meinte, dass es sich doch jedenfalls an einem der offenen Seen besser aushalten lassen würde. Wir studirten die Karte der Schweiz und wählten *Thun* zum Versuch einer neuen Niederlassung. Auch ich befand mich leider wieder in dem beängstigenden Zustande der Abspannung meiner Nerven, in welchem jede körperliche Anstrengung mich sofort zu heftiger und schwächender Transpiration brachte. Nur mit äusserster Ueberwindung vermochte ich den Rückweg aus dem Thale zu nehmen; doch gelangten wir endlich mit erneuetem Muthe nach Thun, wo wir uns ein paar bescheidene, aber freundliche Zimmer an der Landstrasse mietheten, und nun abwarten wollten, ob wir es da aushalten können würden. Die Unterhaltung mit meinem jungen Freunde war trotz seiner grossen Schweigsamkeit, welche immer noch den Charakter der früheren Schüchternheit verrieth, doch stets anmuthig und belebend für mich; besonders seitdem ich bemerkt hatte, zu welch fliessender und ergiessungsvoller Lebhaftigkeit der junge Mann es zuweilen brachte, wenn er, namentlich vor dem Schlafengehen, vor meinem Bette sich hinkauerte, und so in dem angenehmen reinen Dialekte der deutschen Ostseeprovinzen, über das, was ihn erregte, sich ausliess. Mich erheiterte in diesen Tagen ganz ausnehmend die seit langem zum ersten Male wiederholte Lektüre der «Odyssee», welche mir ein Zufall in die Hände geführt

hatte. Der heimathsehnsüchtige, unablässig umherirrende, alle Hindernisse stets rüstig besiegende Dulder *Homer's*, trat ungemein sympathisch an meine Seele heran. — Plötzlich wurde der kaum betretene Friedenszustand durch einen Brief gestört, welcher *Karl* von Frau *Laussot* zukam. Er wusste nicht, ob er ihn mir zeigen sollte, da er glauben musste, *Jessie* sei verrückt geworden. Ich entriss ihm das Blatt und fand nun, dass die junge Frau sich verbunden finde, meinem Freunde zu wissen zu thun, dass sie über mich insoweit vollkommen aufgeklärt sei, als ihr nöthig wäre, um aus jeder Beziehung zu mir zu treten. Was ich später, namentlich durch Hülfe der Frau *Ritter* über das Vorgefallene ermittelte, war, dass in Folge meines Briefes und meiner Ankunft in Bordeaux, Herr *Laussot*, im Einverständniss mit Frau *Taylor*, sogleich mit *Jessie* auf das Land gefahren war, um dort so lange zu verweilen, bis er Nachricht von meiner Abreise, um deren Beschleunigung willen er sich an die Polizei gewandt hatte, erhalten habe. Dort habe man der jungen Frau, mit Verschweigung meines Briefes und meiner Reise, das Versprechen abgewonnen, zunächst ein Jahr ruhig zu verbleiben, ihre Reise nach Dresden aufzugeben, und jedenfalls auch mit mir aus aller Correspondenz zu treten; da man ihr unter dieser Bedingung zusagte, nach dieser Zeit ihr volle Freiheit lassen zu wollen, hatte sie geglaubt, das verlangte Versprechen geben zu müssen. Schon die nächste Zeit ward nun aber von den beiden Verschworenen benützt, um nach jeder Seite hin, und endlich auch bei der jungen Frau, mich, den man für den Anstifter einer Art von Entführung-Unternehmens ansehen zu müssen glaubte, zweckmässigst zu verleumden. Frau *Taylor* hatte sich mit der Klage über den «von mir beabsichtigten Ehebruch» an meine Frau gewandt, dieser ihr Mitleiden gemeldet, und ihre Unterstützung angeboten; die arme *Minna*, die nun plötzlich meinen Entschluss, von ihr fern zu bleiben, einem bis dahin von ihr nicht geargwöhnten Grunde beimessen musste, wendete sich deshalb wieder klagend an Frau *Taylor* zurück. Hierbei hatte ein merkwürdiges Missverständniss als absichtlich angewandte Lüge mitgespielt: in einem launigen Gespräche hatte mir nämlich einmal *Jessie* gesagt, sie gehöre keiner anerkannten Confession an, da ihr Vater einer besondren Secte angehört habe, welche weder nach dem protestantischen, noch nach dem katholischen Ritus taufe; worauf ich sie damit tröstete, dass auch ich schon mit wohl weit bedenklicheren Secten in Berührung gekommen sei, da ich kurz nach meiner Trauung erfahren habe, dass diese in Königsberg von einem *Mucker* vollzogen worden wäre. Gott weiss, in welchem Sinne diess

der würdigen englischen Matrone mitgetheilt worden war, kurz, sie hatte meiner Frau berichtet: ich hätte erklärt, ich sei gar nicht in gültiger Weise mit ihr getraut. Jedenfalls mochten die Rückäusserungen meiner Frau wiederum genügenden Stoff an die Hand gegeben haben, um auch *Jessie* in dem beabsichtigten Sinne über mich aufzuklären, und der Wirkung hiervon verdankte ich den sonderbaren Brief an meinen jungen Freund. Ich muss gestehen, dass mich nach dieser Einsicht der Dinge zuallernächst nur die Misshandlung meiner Frau empörte, und während ich nach jener Seite zu gänzlich gleichgültig darüber blieb, was man von mir meine, nahm ich sofort das Anerbieten *Karl*'s an, nach Zürich zu gehen und meine Frau aufzusuchen, um ihr die nöthigen Aufklärungen zu ihrer eigenen Beruhigung zu geben. — Während ich seine Zurückkunft erwartete, erhielt ich einen Brief *Liszt*'s, welcher mir den grossen, und auf seine ganze Gesinnung über mich und meine Zukunft entscheidenden Eindruck meldete, welchen das genaue Bekanntwerden mit der Partitur meines «Lohengrin» auf ihn hervorgebracht. Er zeigte mir zugleich an, dass er, da ich ihm hierzu die Erlaubniss gegeben habe, mit Anspannung aller Kräfte eine Aufführung meines Werkes, zur Feier des bevorstehenden Herderfestes in Weimar, in Angriff zu nehmen beabsichtige. Fast gleichzeitig schrieb mir Frau *Ritter*, welche im Betreff der von ihr vollkommen verstandenen Vorgänge mich wohl bitten zu müssen glaubte, dass ich diese Angelegenheit mir nicht zu sehr zu Herzen nähme. Nun kam auch *Karl* von Zürich zurück, und sprach mit grosser Wärme über das Verhalten meiner Frau. Sie habe sich, nachdem sie mich in Paris nicht angetroffen, mit seltener Energie zu fassen gewusst, nach meinem früheren Wunsche eine geräuschlose Wohnung am Züricher See gemiethet und geschickt eingerichtet, und sei dort verblieben, in der Hoffnung, endlich doch wieder von mir zu hören. Ausserdem erzählte er mir einiges Gescheidte und Freundschaftliche von *Sulzer*, welcher mit grosser Theilnahme meiner Frau zur Seite gestanden habe. Plötzlich brach *Karl* aus: «Ach, das wären doch noch Menschen; mit solch einer verrückten Engländerin sei dagegen nichts anzufangen.» Ich sagte zu alle dem kein Wort, und frug ihn endlich nur lächelnd, ob er denn etwa gern nach Zürich übersiedeln möchte? Er sprang auf: «Ach ja! Heute lieber als morgen!» «Du sollst deinen Willen haben,» sagte ich, «lass uns einpacken; ich sehe doch in Allem keinen Sinn, möge es dort oder hier sein.» Ohne ein Wort weiter über alle diese Dinge zu sprechen, reisten wir andern Tages nach Zürich ab.

